3/5

3 1761 07475098 5

Die moderne Diplomatie

Von

B. L. Freiherrn v. Mackay

1915
Literarische Anstalt
Rütten & Loening
Frankfurt a. M.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diemodernediplom00mack

Die moderne Diplomatie

Die moderne Diplomatie

ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten

Von

B. L. Freiherrn v. Mackay

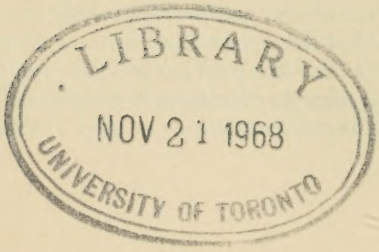
„Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, das heißt, es müssen die Idealisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß." *H. v. Treitschke*

1915

Literarische Anstalt Rütten & Loening
Frankfurt am Main

JX
1315
M25

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1915 Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhalt

Seite

Entwicklungsgeschichte

1. Literarisches 11
2. Rom und seine Schule 12
3. Venedig 21
4. Abwandlungen und Übergänge 26
5. Demokratisierung? 35

Vor dem Tribunal der Gegenwart

6. Moderne Organisation 53
7. Niccolo Machiavelli, der „Fürst der Staatskünstler" . . 60
8. Bismarcks neue Wege 66
9. Epigonen 84
10. In den Verstrickungen von Parlament und Presse . . . 100
11. Der Mittelsmann Völkerrecht 118

Reformmöglichkeiten und Zukunftshoffnungen

12. Charaktere 131
13. Der Dienst 141
14. Die Taktik 155
15. Deutschlands Weltberuf 165

Entwicklungsgeschichte

1. Literarisches

Die Literatur über das vielberedete Problem Diplomatie ist überaus arm. Selbst in den größten Büchereien der Welt weist der Realkatalog unter dem gesuchten Schlagworte nur wenige Dutzend Nummern auf. Man darf also, will man die Goldblicke der Frage im verworfenen Gestein geschichtskritisch leuchtend machen, nicht an der Oberfläche suchen und wühlen, sondern muß tiefe Schachte und Stollen zum literarischen Urgestein treiben. Und dann erwarten den bohrenden Forscher alsbald neue Schwierigkeiten und Ungelegenheiten. „Na o bizim sü deït!" „Jenes Wasser ist doch nicht mein Wasser!" ruft der türkische Bauer aus, wenn er am Fluß eines Dorfes talauf oder talab wandert und hört, wie in jedem Flecken nach ländlicher Eigenbrödlersitte dem heimatlichen Gewässer ein anderer Name gegeben wird. Nicht anders ergeht es dem Wanderer am Strom der Literatur, der an den diplomatischen Ufern vorbeizieht. Immer wieder erklingen andere Namen. Völkerrecht, Staatsrecht, Organisation der auswärtigen Verwaltung, internationale Politik, europäisches Staatensystem und dergleichen mehr. Die Diplomaten scheinen nichts zu sein als fronende Handwerker, die im Pharaonenauftrag an der titanischen Sphinx des völkischen Staatenbaus schaffen und schanzen, und die Diplomatie selbst, ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihre Entwicklungsgesetze bleiben Spiegel des Rätselhaften, das der Stein im Antlitz des halb tierischen Menschenleibes verewigt hat. Der Reiz der Forschung wird freilich gerade dadurch erhöht. Denn man braucht sich nicht allzuviel mit grauen und

blassen Theorien zu plagen, sondern darf frisch zu den goldenen Früchten am grünen Baum des Lebens greifen, um versteckt unter deren Schale und Fleisch das soziologische Kerngehäuse und den psychologischen Zellenbau eines Problems der menschlichen Gesellschaft von eigenartigster Wurzel- und Fruchtbildung, vielseitigster Fungibilität der Faktoren und Komponenten zu finden.

2. Rom und seine Schule

Nach der Encyclopaedia Britannica sollen die Wiegen der modernen Diplomatie als der Kunst der Regelung der internationalen Beziehungen, oder wie man, auf der Bank der Spötter sitzend, sagen würde, als des Systems, diese Beziehungen durcheinanderzubringen, die Kongresse von Wien 1815 und von Aachen 1818 gewesen sein. Das ist insofern zweifellos richtig, als damals zuerst deutlich und unverrückbar die Tatsache in Erscheinung trat, daß es mit der Macht der zäsaropapistischen Ideen und der Überlieferungen des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation zusamt dem altrömischen Staatsbegriff ein für allemal zu Ende war, daß die gärende Kraft des Nationalismus kleinerer und größerer Völker sich triumphierend durchsetzte und daß so das europäische Gleichgewicht von ganz anderen Beharrungs- und Bewegungsenergien abhängig, damit aber notwendig auch der Diplomatie ein ganz neuer Weg ihrer Entwicklung mit veränderten Arbeitsbedingungen und -zielen gewiesen wurde.

Denn wenn man irgendwie das geistige Wesen des diplomatischen Körpers der Gegenwart verstehen will, dann muß stets die grundlegende Tatsache vor Augen gehalten werden, daß seine Heimat das päpstliche Rom ist. Der apostolische Sitz galt im ganzen Mittelalter zugleich als Zentrale politischer Macht. Im Vatikan liefen die Fäden zusammen, welche die Höfe aller christlichen Fürsten verbanden, und

wurden dort zu einem ebenso feinmaschigen wie dichten Netz versponnen, dessen Verstrickungen zu zerreißen weltlichen Machthabern wohl zeitweilig, aber niemals dauernd gelang. So war Rom das klassische diplomatische Gymnasium, dessen Charakter noch heute gemeinhin bei den Vertretern dieses staatsmännischen Amts genau so durchfärbt, wie die römische Rechtsbildung bei unseren Juristen.

Man versuche, das reich bewegte Schauspiel einer politischen Haupt- und Staatsaktion jener Zeit vor dem geistigen Auge wiedererstehen zu lassen. Ein Konzil ist angesagt. Dem gewählten Ort streben von allen Seiten die geistlichen und weltlichen Bevollmächtigten mit Roß und Reisigen zu. Ein ungeheurer Prunk wird entfaltet. Ob daheim Kruzifixe oder silbernes Tafelgerät eingeschmolzen werden mußten, gilt gleich; alles wird auf die Trumpfkarte gesetzt, schon durch den Glanz des äußerlichen Auftretens den politischen Gegner auszustechen. Die Dienerschaft eines einzelnen Geschäftsträgers geht oft in die Hunderte. Die Tagung beginnt. In dem reich geschmückten Saal versammeln sich nach strenger Etikette und Rangordnung die „legati sedis apostolicae et aliorum inferiorum", die „nuntii, qui in iudicio et extra deputantur", dazu die *ἀποκρισιαριοι* oder responsales von den griechisch-byzantinischen Höfen, dann die ambasciadores, residentes, oratores, ministri, jeder mit einem Gefolge von Seneschallen, Sekretären, Dolmetschern, Rechtsbeiständen und Kanzlisten. Farbenbunten Stroms fließen die vornehmen Gestalten ehrwürdiger Greise in edelsteinbesäten geistlichen Ornaten, ritterlicher Höflinge in rauschender Seide und umgürtet mit blinkenden Degen, stolzer Beamter mit scharf geschnittenen Profilen und beladen mit Orden und Ordensketten, geschäftiger Mittelspersonen, die lautlos geheime Fäden zwischen den Parteien, zwischen Parkett und Balkonen, Estrade und Lauben anknüpfen, durcheinander. Der Vertreter des Papstes, wenn nicht der Papst

selbst, erscheint, und alles beugt sich aufs Knie zum Segensempfang. Die Verhandlungen beginnen. Lateinisch wird gesprochen, und der Geist der Renaissance und des Humanismus beflügelt die Rede: die Freude am ciceronisch-feingeformten Stil, am faszinierenden Schwung der Sprache, an aufblitzenden Gedankenraketen, an dialektischen und ästhetischen Feinheiten und Liebenswürdigkeiten. Ein Dante, ein Petrarca, ein Boccaccio haben als Gesandte geglänzt! Aber die lichte Kopfseite der goldenen Münze ist nicht ohne dunkle Kehrseite. Vom Schönreden ist immer nur ein Sprung zum Phrasengeklapper, und viele der damals hochgefeierten Diplomaten verdienten gewiß das Wehe, das Terentius über die politischen Kannegießer seiner Zeit aussprach: Vae nobis, qui spiritum habemus in naribus, qui iuxta illud comici pleni rimarum effluimus undique! Vor allem aber: wer damals an den Brüsten der Amme „Rom" lag, der sog gewiß nicht nur die Milch der frommen Denkungsart ein. Er lernte die rabulistische Haarspalterei, die jesuitische Hinterhältigkeit, die Kunst der Gedankenverschleierung als vergiftete, aber berufsgerechte Waffen des tüchtigen Diplomaten schätzen und sich ihrer mit allen Fechterkünsten bedienen. Kein Wunder also, daß das Ergebnis der großen Diplomatenparaden und -turniere nicht selten im umgekehrten Verhältnis zu dem Kraft- und Prachtaufwand stand. Man hatte die Lanzen und Degen gekreuzt und den einen oder anderen Ritter aus dem Sattel gehoben. Aber es war kein Panzer durchgestoßen, kein Blut geflossen, keine Entscheidung herbeigeführt, und über den Mißerfolg ließ man sich nicht viel graue Haare wachsen. Denn man wußte genau, daß hinter den Kulissen ein Schachspiel vor sich ging, das lautlos, aber Zug um Zug und unwiderstehlich zum Königsmatt für die eine oder andere Partei sich entwickelte: die Londoner Botschafterkonferenzen zur Beschwichtigung des Balkankriegsturms haben mehr als ein mittelalterliches Vorbild gehabt.

Die Figuren dieses Geheimspiels sind einer etwas näheren Betrachtung wert.

In schroffem Gegensatz zu der Verschwendung bei außerordentlichen Gesandtschaften stand die Kargheit der Mittel, mit denen die ordentlichen Botschafter für ihre Leistungen belohnt wurden. „Von jeher haben die Gesandten behauptet, sie ruinierten sich; das Gehalt reiche nicht aus, wenn sie standesgemäß leben und ihrer Stellung Ehre machen wollten; sie müßten ihre eigenen Einkünfte oder gar Kapitalien zusetzen, wenn sie deren haben, oder lavieren in glänzender Misere, wenn dies nicht der Fall ist." Die Klage Reumonts in seiner Studie über „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse" klingt in hundertfachem Echo aus den staatsmännischen Denkwürdigkeiten der humanistischen Zeit wieder und vermischt sich mit naiven Berichten über die seltsamen moralinfreien Mittel, die Pumpgeschäfte, das Glücks-, wenn nicht Falschspiel oder gar den Verkauf von Amtsgeheimnissen und allerhand sonstige dunkle Nebenverdienste zur Auffüllung der mageren diplomatischen Geldbörsen. Die heute so scharf unterstrichene und marktgängige Forderung, die Diplomaten sollten mit höheren Gehältern ausgestattet und dafür nicht nach ihren Vermögensverhältnissen, sondern einzig nach Leistungsfähigkeit ausgewählt werden, war schon damals ein immer wiederkehrendes Leitmotiv im Konzert der politischen Weltverbesserer; ihr Reformatoreneifer wetzte sich aber wirkungslos am starren Fels der Gewohnheiten und unterlag dem Druck der staatlichen oder fürstlichen Finanzklemmen. In der Theorie wurden wohl außerordentliche Anforderungen an die Vorbildung des Diplomaten gestellt. So von Ottaviano Maggi in seinem „De Legato", der keinem Diplomaten ein Reifezeugnis ausstellen will, sofern er nicht sei: ein fürtrefflicher Christ, ein wohlbeschlagener Theologe, ingleichen Philosoph, Dialektiker, Klassiker, Mathematiker, Physiker, Jurist, Geograph,

Architekt, Musiker, Literaturkenner, ein Behältnis aller Sprachfertigkeiten und schließlich „ein Feldherr mit dem Homer in der Tasche". Das ist etwas viel verlangt, wenn man, wie etwa der britische Botschafter Pickering in Paris, auf eine Tageslosung von 7 Kronen angewiesen war und mindestens das Doppelte ausgeben mußte. In der Wirklichkeit verfuhr man denn auch bei der Auswahl diplomatischer Geschäftsträger sehr viel weniger anspruchsvoll. Neben der Vermögensfrage spielte eine maßgebliche Rolle die körperliche Wohlansehnlichkeit. Eine alte „kurieuse" Handschrift*) handelt das Thema mit den eindringlich mahnenden Worten ab: „Daher ein Gesandter, der da von Gesicht übel verstahltet, kropfet, augennaß, schelchfüßig ist oder von den s. v. Füßen einen yblen Geruch gibet, oder einen großen Buckel hat, auch sonsten ungestalt wie ein afe oder monstrum aussiehet, kann ohnmeglich seinen Herren, welchen er vorstellen solle, Ehre machen, wenn er gleich im übrigen noch so viel Geschick hätte." Nicht minderes Gewicht wurde auf die Waffentüchtigkeit des diplomatischen Amtsanwärters und, wenigstens in Deutschland, auf seine Trinkfestigkeit gelegt. War es doch gemeine Übung, politische Händel mit dem Degen in der Hand oder auch inter pocula auszutragen. Freiherr v. Paccassi faßt es in seiner altertümlichen „Einleitung in die sämtlichen Gesandschaftsrechte" sichtlich als eine ganz selbstverständliche Sache auf, daß der französische Gesandte Lavardin bei dem unter Papst Innozenz XI. ausgebrochenen Streit über die Quartierfreiheit den Zollbedienten, die sein Gepäck durchsuchen wollten, handgreiflich Mores lehrte, „inmaaßen er sich solchen mit Gewalt widersetzte und auf dieselben durch sein Gefolge Feuer geben ließ". Namentlich aber kam das Faustrecht zur Geltung um der Austragung der üblen und endlosen Rang- und Etikettestreitigkeiten willen.

*) S. Brunner, Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts (II, 22): eine wahre Fundgrube für diplomatische Charakterstudien.

Förmliche Straßenschlachten zwischen den Mannschaften der eifersüchtigen Gesandten waren an der Tagesordnung; auf dem Kongreß von Nymwegen stand an erster Stelle ein von Sir William Temple entworfenes Regulativ zur Verhandlung, das „Mord und Totschlag zwischen denen Ambasciadores und dero Gefolge" verhindern sollte. Nicht selten kam es auch zu homerischen Zweikämpfen. 1497 wollte am kaiserlichen Hoflager der florentinische Gesandte den Vorrang vor dem venetianischen sich ertrotzen; nachdem sich die beiden Kampfhähne durch gegenseitige Schimpfreden genügend erhitzt hatten, machte der stolze Vertreter der Lagunenstadt, Marco Morosini, kurzen Prozeß, packte den Gegner mit dem Ausruf: „Cosi impari un altra volta à dar il luogo al maggiore di te" an und schmiß ihn nach kurzem Ringen in den Straßendreck. Selbst die geistlichen Herren beteiligten sich eifrig an solchen Schlägereien. Don Pedro Ayala, der um 1500 von Madrid nach England geschickt wurde, beklagte beispielsweise nach seiner Rückkehr in beweglichen Worten, daß von dem Dutzend seiner Diener die Hälfte „in Metzeleien geblieben sei oder arg verstümmelt worden". In der Erziehung zum Kampf mit den Trinkgeschirren scheinen am strengsten systematisch die böhmischen Höfe vorgegangen zu sein, von denen Aeneas Sylvius in seinem Tractatus de educatione liberorum erzählt, daß hier die Edelleute schon von Kindesbeinen an mit möglichst großen Gemäßen voll süßen Malvasiers vertraut gemacht würden, „auf daß sie alsdann später bei Hof desto besser bestehen möchten". Wie es die deutschen Diplomaten nur zu oft auf den Reichstagen getrieben, ist bekannt genug. „Früh beraten sie, von Mittag an trinken sie, vom Frühstück bis in die späte Nacht sind sie voll, und wenn sie am frühen Morgen, schläfrig und taumelnd, um ihren Katzenjammer hinunterzuspülen, große Becher voll Tiroler Wein geleert haben und sich vergnügt auf ihre Plätze begeben, dann sind sie ihrer Meinung nach in der rich-

tigen Verfassung, um lärmend ihre Stimmen abzugeben." An derartigen Schilderungen, von welch' großen Geistern, in welch' erhabenen Stimmungen über der deutschen Völker Geschicke am grünen Tisch beraten und entschieden wurde, ist die mittelalterliche Geschichte überreich.

Das Trinken war freilich nicht nur Selbstzweck, sondern vor allem dem Ziel unterstellt, das Besold andeutet, wenn er entrüstet ausruft: „Magnum est iudicium perversitatis seculi nostri, quod legati plerumque in sanitatem variorum Principum bibere coguntur, ut non secreta, sed animam fere erumpant." Die Auffassung, daß jeder amtierende Diplomat zugleich ein „honourable spy" und daß demgemäß jedes Mittel recht sei, ihm seine Geheimnisse zu entlocken und ihn auf seinen verräterischen Schleichwegen zu ertappen, war allgemein. So heißt es in Le Vayers „Legatus seu de legatione privilegiis, officio ac munere libellus": „Etenim videre est legatos saepius mitti, non tam ut ex aequo et bono cum ceteris negotia componant, quam ut eos dolo bono circumveniant, eis imponant, subditos subornent et ad defectionem urgeant: ut legati mutato nomine verius tentatores et exploratores dici possint"*). Das Spioniersystem war natürlich am feinsten und durchtriebensten an den auf ihre Kulturverfeinerung stolzen romanischen Höfen ausgebildet. Hier wurde das diplomatische Spinnennetz an den Türpfosten der Kammern parfümierter Höflinge und Lebemänner, verschlossener und in allen Laugen der Schlauheit und Überlistungskunst gewaschener Hauskapläne, Beichtväter und Geheimagenten aufgehängt. Hier, wenn irgendwo, kam Juvenals Gesetz: „Nulla fere causa est, in qua non femina litem moverit" zu

*) „Ersichtlich werden häufig die Gesandten nicht geschickt, um in Treu und Glauben Geschäfte mit den anderen zu vereinbaren, sondern um sie mit Arglist zu umgarnen, sie zu täuschen, die Untertanen aufzuwiegeln und zum Aufstand zu drängen: so daß die Gesandten, gewechselten Namens, richtiger Aufrührer und Spione genannt werden könnten."

Ehren, spannen an jene Fäden ihre Gewebe ränkesüchtige Fürstinnen und machtlüsterne Maitressen, deren geschröpfte Opfer Dutzende von „Gesandten der Schlafzimmer" wurden. Die natürliche Folge solcher Zustände war, daß die Diplomaten mit grenzenlosem Mißtrauen beobachtet und dementsprechend behandelt wurden. Simon Renard, der Botschafter Karls V. in London, schreibt in seinen Briefen an Granvella über den italienischen Attaché Bernardino mit offensichtlicher Schadenfreude: „Bernardin, c'est un Italien, natif de Pavie, qu'a toujours servie d'espie les ambassadeurs d'Angleterre, tant en la cour de l'empereur que de France, et estoit dernièrement en Allemagne avec Morison, et aussi avec Maçon à Bruxelles: et le connestable de France l'a autrefois chassé de la salle, l'appelant traistre ..." Der berühmtberüchtigte Alberoni war ursprünglich ein gewöhnlicher italienischer Abbate, der seine Laufbahn dadurch machte, daß er als Gesandter des Herzogs von Parma den eitlen Herzog von Vendôme mit Schmeicheleien überhäufte und sogar dessen unaussprechlichen Körperteil — der Feldherr pflegte seine Mahlzeiten auf einem Nachtstuhl sitzend einzunehmen — abküßte.

Überhaupt war Italien geradezu der internationale Hoflieferant geschulter diplomatischer Späher und Ränkespinner, die das scheel angesehene Gefolge aller Gesandtschaften bildeten. Welche Scheu man vor ihnen hatte, zeigt sehr deutlich die Tatsache, daß Karl V. auf seinem Feldzug zur Rückeroberung der durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen preisgegebenen Bistümer sämtlichen Botschaftern kurzweg an seinem Hauptlager die Türe wies mit der bündigen Erklärung, seine Feinde hätten zu viele Geheimmittel, um unter der Maske von Botschafter-Gefolgsleuten ihm in seine Töpfe zu gucken. Den Bevollmächtigten fremder Höfe „Ehrenwachen" beizugeben, die in Wirklichkeit nichts als eine Art Geheimpolizei waren, mit dem Auftrag, jeden Schritt und

Tritt des Schützlings zu verfolgen, war allgemeine Übung; nicht selten wurden ihnen ohne weiteres bestimmte Vorschriften über ihren Verkehr gegeben und ihre Bewegungsfreiheit so eingeschränkt, daß sie „wie Kanarienvöglein in güldenem Käfig zwitscherten". Zugleich bildete sich ein Gegenspioniersystem aus, das namentlich die verdeckte Bewachung des Briefverkehrs und die Ausforschung der Chiffreschlüssel der Gesandten zum Ziel hatte. Gänzlich rücksichtslos ging es an den östlichen, von Kultur wenig beleckten Höfen zu. In Moskau pflegte man verdächtige diplomatische Ankömmlinge kurzweg in Wirtschaften festzusetzen und sie unter der Bedeckung von Pristaws fast wie Festungshäftlinge zu behandeln. Die seltsamsten Verhältnisse aber scheinen nach einem Bericht Andréossys am Goldenen Horn, und zwar noch im Anfang des 19. Jahrhunderts, geherrscht zu haben. Dort mußte der Gesandte, bevor er vor dem Antlitz des mißtrauischen Großherren und Padischah zu erscheinen die Ehre hatte, im Vorzimmer seine Waffen ablegen, die Kleider untersuchen und einen Kaftan sich überwerfen lassen, in dem er fast wie in einer Zwangsjacke gefesselt war; sobald er dann in dieser seltsamen Maskerade durch die Tür eintrat, wurde er zum Überfluß noch von ein paar muskulösen Kapitschibaschis (Türstehern) an beiden Armen angepackt und zu tiefen Verbeugungen vor dem Sultan gezwungen.

Von Friedrich dem Großen stammt das schöne Wort, der Staat könne keine bloße Rechtsmaschine sein, sondern atme als Rechtsorganismus dieselbe Gesinnungsatmosphäre, welche in dem religiösen und moralischen Bewußtsein des Volkes leibe und lebe. Und derselbe Preußenkönig hat doch gelassen erklärt, das Spioniersystem sei ein unveräußerlicher Bestandteil des Staats- und Völkerrechts geworden. Der innere Widerspruch zwischen staatlicher Rechtstheorie und politischer Rechtspraxis ist unverkennbar und charakteristisch für das Denken der größten Staatsmänner der Zeit des fürstlichen

Absolutismus. Man verabscheute im Herzen die unsauberen Waffen des diplomatischen Kampfes und war doch von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt. Wehmütig-sarkastische Selbstverspottung bekannten beste Männer, wie der britische Diplomat Sir Henry Wotton: „An ambassador is a clever man sent abroad to lie for his country." Andere, wie Vega, Stanhope, Hoby, suchten einen Ausweg aus dem Dilemma nach Bismarckscher Art, indem sie mit der Wahrheit festen und tatsächlich nicht getäuschten Vertrauens auftrumpften, daß gerade ihre Aufrichtigkeit für Lüge gehalten und so die Finte der Ehrlichkeit wirksamer als der Dolchstoß der Unwahrheit sein würde. Aber solche Schwalben machten keinen Sommer, und zudem konnte man darauf rechnen, daß, wenn der Tod sie und ihre aufrechte Mannhaftigkeit abrief, es ging wie vor Troja, da man klagte, daß

... Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kehrt zurück.

3. Venedig

War Rom das Gymnasium der mittelalterlichen Diplomatie, so entwickelte sich die Markusrepublik zu ihrer Hochschule.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte Venedig seine Herrschaft über Padua, Verona, Vicenza, Feltre, Bassano, Belluno, Friaul, Brescia, Cremona und Bergamo ausgedehnt. Das Unglück der griechischen Fürsten, die durch das Vordringen der osmanischen Heeresmassen über die Dardanellen des Schutzes durch den Schild eines starken byzantinischen Kaisertums beraubt wurden, ward zum Glück für die Lagunenstadt. Sie konnte den Besitz dieser kleinen Gewalthaber entweder um billiges Geld aufkaufen oder leicht erobern: so wurde sie die Gebieterin der ganzen Adria, der dalmatischen

und istrischen Küste, die das in den türkischen Kämpfen zerriebene Ungarn endgültig preisgeben mußte, konnte sie ihre Faust auf Kandia, Negroponte, Morea, einen großen Teil des griechischen Inselreichs, namentlich auf Zypern, legen und sich ein umfangreiches Netz von Kolonien und befestigten Häfen im Reich des Mittelmeers schaffen. Sie zählte damals fast 200000 Einwohner (gegen 43000 Einwohner, welche die beiden reichsten und bedeutendsten deutschen Handelsstädte Nürnberg und Augsburg zusammen beherbergten), sie verfügte über eine Armada von Handelsschiffen, die 3000 kleinere und 300 größere Fahrzeuge von mehr als 200 Tonnen umfaßte, dazu über eine Kriegsflotte von 45 Galeeren, unter denen wahre Dreadnoughts nach den Begriffen jener Zeit prunkten und für die eine Bemannung von fast 12000 Seeleuten in Dienst gehalten wurde. In dem Maß, wie die nationale Zerrissenheit Italiens zunahm, vermochte die Republik, pochend auf diesen ihren Panzer, ihr Machtansehen unschwer immer mehr zu steigern, ja sie genoß des vornehmen Rufes, als „oculus totius occidentis" die kraftvolle Vorkämpferin des Christentums auf den Meeren gegen den türkischen Halbmond zu sein, dessen Verteidiger damals tatsächlich nichts so sehr fürchteten, als den alten venetianischen Schlachtruf: „Pienta leone!" — „pflanzt den Löwen auf!"

Aus dem Fruchtboden dieser ebenso glücklichen wie eigentümlichen politischen Lage der Republik entwickelte sich folgegesetzlich ihr nicht minder merkwürdiges, verwickeltes und in vielen Beziehungen vorbildlich gewordenes diplomatisches System. Die Angel- und Hebelpunkte der Taktik der Signoria zur Erhaltung ihrer halb patriarchalischen, halb plutokratischen Gentry-Herrenmacht waren die Grundsätze, den Kriegsdienst den Söldnern, den Condottieri zu überlassen, um das Volk, das von den militärischen Kriegslasten frei blieb, dauernd von der Mitwirkung an den Staatsgeschäften ausschließen zu können und es im übrigen durch die reichen

Gewinne, die aus dem Handel und den Eroberungen dem Lido zuflossen, in der Zufriedenheit beschaulichen in „Brot und Spielen" sich genügenden Herdenglücks zu erhalten. Dem gesellte sich das andere Prinzip, kein Aufkommen einer überragenden Persönlichkeit zu dulden und jeden Versuch, den Hohen Rat des stolzen Bürgeradels unter die Diktatur eines eigenmächtigen Emporkömmlings zu beugen, im Keim zu ersticken. Aber die Unmöglichkeit, auf solchen künstlichen Wegen dem Staatswesen natürliche körperliche Kraft und Selbstsicherheit zu erhalten, zeigte sich ebenso schnell wie einst beim alternden Rom, und dem inneren Verfall gesellte sich der äußere, als die Portugiesen durch die Auffindung des ostindischen Seeweges den Venetianern die Herrschaft über den orientalischen Großhandel entrissen und Spanien durch die Entdeckung Amerikas alle Mittelmeerstaaten an kaufmännischem Reichtum und an Weltmachtgewinnung überflügelte. Die Signoria hörte das Zügenglöcklein ihrer Herrscherherrlichkeit von ferne läuten, aber sie wollte sich dem Schicksalsbeschluß nicht fügen und glaubte durch bloße diplomatische Mittel nicht nur die immer bedrohlicher aufbegehrenden Massen im Zaum halten, sondern auch ganz Europa über den Zusammenbruch ihrer Macht täuschen zu können: und es muß anerkannt werden, daß sie auf den abgründigen Pfaden dieser Politik geleistet hat, was irgendwie zu leisten war.

Die berühmten „Relazioni Venete", das heißt venetianische Gesandtschaftsberichte, sind eine unentbehrliche und reich fließende Quelle für die diplomatische Geschichtsforschung sowohl nach den kulturmoralischen wie sozialethischen Hintergründen hin. Schon aus der ersten Zeit der Kreuzzüge stammt eine Anordnung der Signoria, wonach sowohl die „ambassatores" wie die „bailos" und „subambassatores" gehalten sein sollten, über die Ergebnisse ihrer Reisen ausführliche schriftliche Berichte zu erstatten, die dann in großen,

heute zum Teil durch Brand zerstörten Archiven gesammelt wurden. Eine genauere Anweisung legt dar, was diese Rechenschaftslegungen zu umfassen haben: ausführliche und genaue Nachrichten nicht nur über die Zustände an den fremden Höfen, sondern vor allem auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den überseeischen Ländern, über ihren Handel, ihre Schiffahrt, ihr Gewerbe, über Schmuggel und Seeräuberei, über Absatzmöglichkeiten, Geldverkehr, Finanzen, Kreditwürdigkeit und dergleichen mehr. Kurz, es tritt ein Diplomat ganz neuer Art auf die politische Bühne, der Gesandte kaufmännischen Stils, der Bailo oder, wie wir heute sagen, der Konsul. Venedig hat ihn geschaffen und verdankt nicht zum wenigsten ihm seine Machtentfaltung. Nach allen Enden der europäischen und orientalischen Welt, die der damalige Mittelmeerhandel erreichte, gingen diese venetianischen Unterhändler: nach Spanien, England, Flandern, Brabant, vor allem aber nach der Levante, wo ein ganzer Kranz von „Bajulaten" entstand, in denen organisatorisch und technisch sich die Grundformen des modernen Konsulatswesens bereits großzügig vorbildeten. Die Bailos besaßen innerhalb ihres „Regimen" die Polizeigewalt über die in der Fremde ansässig gewordenen Venetianer, sie hatten über die Verschiffung der Waren, insbesondere über verbotene Waffenausfuhr, zu wachen, über die Zoll- und sonstigen Abgabefragen zu verhandeln, ja die Markusrepublik vermochte es vielfach durchzusetzen, daß ihren Vertretern gewisses Strafrecht innerhalb des Zuständigkeitsgebietes eingeräumt wurde: das Rechtsprinzip der konsularischen Exterritorialität brach sich Bahn. Der geschäftliche Geist, der in den Bajulaten herrschte, räumte zugleich mit den nichtigen höfischen und bureaukratischen Etiketteformen, der diplomatischen Schöngeisterei und eitlen Pose auf. Wenn man auch bei den außerordentlichen Gesandtschaften den alten Zeremonienprunk nicht entbehren zu können glaubte, so legte man bei den Konsulaten um so

weniger Wert auf Äußerlichkeiten; die „Diarien" der Geschäftsführer dieser Ämter atmen nicht nur einen durchaus nüchternen politischen Wirklichkeitssinn, sondern sind auch Zeugen einer erstaunlichen Gesichtsschärfe, mit der die Schreiber das Wesen der fremden Welt um sich in einer oft noch heute zutreffenden und lehrreichen Weise klarzustellen wußten.

Insofern hat also zweifellos die Diplomatie der venetianischen Schule große, bedeutungsvolle Fortschritte zu verdanken, deren Sonnenlicht jedoch im Zeichen ständiger Verfinsterung durch einen seine Bahn kreuzenden Mond stand. Schillers Geisterseher gibt, so phantastisch er anmutet, doch ein überaus charakteristisches Bild der eigenartig geheimnisvollen Lebensatmosphäre, in der die Dogenstadt dahindämmerte: wie Maske, Larve, Mummenschanz nicht nur den bürgerlichen Verkehr, sondern alle Bewegungen des Staatsorganismus verschleierten, wie auf Schritt und Tritt, in jeder Gasse und jedem Winkel, die rätselhafte, finstere Gewalt des „Großen Rats der Zehn" lauerte, die jeden ihr unbequemen Späher und jeden Gesinnungsverdächtigen durch den Meuchelmord der Schwarzen Hand oder auch in langen Folterqualen zu beseitigen wußte, wie jeder Fremde, der einmal die Reize des Lido kennen gelernt hatte, von einer schönen, aber auch falschen, trügerischen Sirene sich umstrickt fühlte, in deren liebkosenden Umarmungen nur zu viele den tödlichen Giftbecher tranken. Und die Spinne, die dieses feine und doch unzerreißbare Netz über die Stadt ausbreitete, war eben die Diplomatenschule der Dogenaristokratie, die ihre Mitglieder schon von frühester Jugend an im Geist des selbstsüchtigen Nobili-Herrentums erzog, die öffentlich jeder Gewalttat aus dem Weg ging und doch heimlich „um des Staatswohls willen", das begrifflich sich mit ihrem feudalen Standesinteresse deckte, vor keiner heimlichen Gewalttat zurückschreckte, die in allen Listen der Verschlagenheit und des

Ränkespinnens selbst den römischen Nebenbuhlern weit überlegen und des politischen Schachspiels anerkannter Meister war — leider nur nicht zum Guten, sondern in solcher Weise, daß, wenn jemals, so unter ihrem Regiment, der Staat etwas von der Ungetümart annahm, deren ihn Nietzsche-Zarathustra anklagt: „Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker ... Denn der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen, und was er auch redet, er lügt, und was er auch hat, gestohlen hat er's."

4. Abwandlungen und Übergänge

Über die Verweltlichung der geistlichen Würden und Ämter, insbesondere der deutschen Bischofssitze, welche die Fürstensöhne als ein „durch die besondere Gnade der Fürsehung ihnen verliehenes Eigentum" betrachteten, klagt schon Thomas Murner in den beweglichen Worten:

Aber seit der Teufel hat
den Adel bracht in Kirchenstaat,
seit man kein Bischof mehr will han,
er sei denn ganz ein Edelmann;
der Teufel hat viel Schuh zerrissen,
eh daß er solches durchgebissen,
daß der Fürsten Kinder all
die Infel tragen soll'n mit Schall.

Tiara und Krone, Krummstab und Zepter waren eng verbündet, und die Art, wie sie das diplomatische Handwerk betrieben, demnach auf das Wahrwort der Volksweisheit gestimmt: gleiche Brüder, gleiche Kappen. Wie es damals in Rom zuging, ist bekannt: „In diesem Jahrhundert war der Greuel der Verwüstung im Tempel und Heiligtum des Herren zu sehen, und auf Petri Stuhl saßen die gottlosesten Menschen, nicht Päbste, sondern Ungeheuer. Wie häßlich sah die Gestalt der

römischen Kirche aus, als geile und unverschämte Huren zu Rom alles regierten, mit den bischöflichen Stühlen nach Willkür schalteten und ihre Galane und Hurenhengste auf Petri Stuhl setzten. Die Klerisei wurde damals weder zur Wahl gezogen, noch um ihre Einwilligung befragt. Die Kanones wurden mit Füßen getreten, die Dekrete der Päbste vernichtet; die alten Überlieferungen wurden zur Tür hinausgestoßen, und die ehrwürdigen Sitten, heiligen Gebräuche und Ordnungen bei der Pabstwahl ganz beiseite gesetzt. Die Kirche war ohne Pabst, doch nicht ohne Haupt, indem ihr geistliches Haupt, das heißt Christus, sie nicht verließ." So jammert der Geschichtschreiber Boronius, sonst ein eifriger Verteidiger und Lobredner des Papsttums, über die Zustände im 10. Jahrhundert. Und das war die souveräne geistliche Macht, die alle weltliche Fürstengewalt als „graciosa concessione" aus ihren Händen betrachtete! Gewiß hat, nachdem der Sittenverfall im Bann von Petri Stuhl unter Sergius III. und der berüchtigten Theodora den Höhepunkt erreicht hatte, es nicht an tüchtigen, charaktervollen Päpsten gefehlt, die den Geist des Evangeliums wieder lebendig zu machen strebten. Aber ihr Einfluß war schon deshalb nicht imstande, den einmal übermächtig gewordenen Strom der Entartung zurückzudämmen, weil sie an den weltlichen Höfen keine Unterstützung, sondern nur Widerstand gegen ihre Reformbestrebungen fanden. Geistliche und fürstliche Kavaliere hatten sich nichts vorzuwerfen; sie hielten fest zueinander nach dem Prinzip: Una mana lava la otra y ambas la cara.

Welcher Art der Durchschnitt der Staatsmänner und Diplomaten war, der aus solcher Synthese von Fäulniselementen hervorging, bedarf keiner weiteren Klarstellung. Dennoch wäre es verkehrt und voreilig anzunehmen, daß, weil es um den sittlichen Wohlgeruch der im Dienst der hohen Dame Politik stehenden Edelleute so schlimm bestellt blieb, auch die innere organische Entwicklung der Diplomatie keinerlei Fort-

schritt gemacht hätte. Schläft auch das Wasser, es trägt doch und fließt in untergründigen Tiefen.

In seiner aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammenden, aber noch heute lesenswerten Studie über das Problem: „Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen?" erklärt Joseph Max Freiherr v. Liechtenstern:

„Bevor die Völker einander nicht zugleich durch den Handel genähert und der Einfluß des christlichen Geistes allgemein sprechend hervortrat, konnte auch das Staatenrecht nur schwach gedeihen. Als aber die hieraus entsprungenen Vorteile über die nachteiligen Folgen für das gesellige Leben siegten, welche die ungleichen Religionsmeinungen mit den ungleichen Verfassungen, Sitten und Gebräuchen in früheren Zeiten hervorbrachten und unterhielten, ging auch endlich aus allem diesen eine neue Politik hervor, wie sie in keinem früheren Zeitalter in der Art möglich war, und durch Vereinigungen der Interessen minder mächtiger Staaten gegen Überlegene, welche sie zu bedrohen schienen, ein Gegenbalancieren hervorbrachte, welches zunächst als Quelle des Staatenrechts und unserer neueren Diplomatie zu betrachten ist. Dieses System der Verbindung nahm in Italien seinen Anfang und war eine Folge des Bedürfnisses, das die allgemein vorherrschende Unsicherheit daselbst erzeugte. Nirgend anderswo war das Land in so viele kleine voneinander unabhängige Herrschaften zerdrückt, die sich aus den Trümmern des untergegangenen römischen Weltreichs gebildet hatten" — und, dürfte hinzugefügt werden, durch das äußerlich anspruchsvolle, innerlich schwache päpstliche Herrentum in ihrer Ohnmacht erhalten worden waren — „und die Eroberungssucht einzelner über die anderen sich emporhebenden Staaten vermehrte die Veranlassungen zu den Unterhandlungen und Verbindungen mehrerer kleinerer Staaten zum Zweck der Sicherstellung gegen Mächtigere".

Mit anderen Worten, das völkische Selbstbewußtsein begann in der christlichen Kulturgemeinschaft sich zu rühren und gegen die Macht des Laterans, in dessen Händen die Idee des urchristlichen Universalstaats zu einer nichtigen, blendenden und trügerischen Fata Morgana geworden war, sich aufzubäumen. Die Diplomatie hatte sich diesem Umschwung

anzupassen: es galt, das Problem des politischen Gleichgewichts im europäischen Staatensystem zu lösen, das schon von Polybius in den theoretischen Keimen erkannt war und jetzt zum erstenmal überragende praktische weltgeschichtliche Bedeutung erlangte. Das Abkommen, das Lorenzo von Medici zwischen Neapel und Mailand zur gemeinsamen Verteidigung gegen die Anmaßungen Venedigs zustande brachte, das Bündnis, das 1495 in der Dogenstadt zwischen Maximilian I., dem Papst, dem König von Arragonien, dem Herzog von Mailand und der Markusrepublik abgeschlossen wurde, die Liga von Cambray und die berühmte, gegen Frankreich gerichtete Heilige Liga: alles das waren erste, mit Kraft unternommene Versuche, das Zusammenleben der christlichen Völkergemeinschaft auf das feste Fundament eines durchdachten politischen Harmoniensystems zu stellen. Der Mensch aber wächst mit seinen höheren Zwecken, und die Diplomaten machen, so wenig im Volksurteil von ihrer Kunst gehalten wird, von diesem Gesetz keine Ausnahme. Gewiß vermochten sie nicht das gewaltige, in schnellem Gezeitenwechsel aufflutende Meer der völkischen Stoß- und Sammelbewegungen sicheren Kurses zu durchfahren. Ihr Schiff wurde sehr viel mehr von den stürmenden Wogen gemeistert, als daß sie diese gemeistert hätten, und Europa blieb ein bebendes, periodisch von Kriegs-Lavagluten verheertes Vulkangebiet, so wie es bislang der Balkan unter den Auspizien des modernen Gleichgewichtsrebus der Vertragsmächte war. Aber dennoch: man braucht nur an Männer wie Granvella, Ximenes, Oxenstierna, Cromwell, Wilhelm den Schweigsamen von Oranien und Wilhelm III. von England, an die beiden Pitts und Friedrich den Großen zu denken, um zu erkennen, wie aus der geistigen Schule Machiavells und Grotius' Diplomaten ganz anderen Zuschnitts, Nervs und schöpferischen Vermögens hervorgingen, als sie vordem Rom in die Welt gesandt, dessen politischer Stern mehr und mehr verblaßte.

Dem Bündnisse, das Karl V. und Heinrich VIII. 1520 bei ihrer Zusammenkunft in Gravelingen schlossen, wurden die Bestimmungen beigefügt, daß an den Höfen der beiden Herrscher je ein weltlicher Gesandter (orator) zu dem Zweck dauernd residieren solle, vertrauliche Mitteilungen der Fürsten entgegenzunehmen und den Nachrichtendienst zwischen ihnen zu vermitteln. So vereinten sich der deutsche Kaiser, dessen Heere im Krieg mit König Franz von Frankreich, dem Schildträger des Papstes Clemens VII., die heilige Stadt am Tiber im Sturm nahmen, und der englische Herrscher, der eines Wolsey und Cromwell Schutzherr war und die scharfe Trennung der englischen Kirche vom Vatikan vollzog, um das diplomatische Instrument nach ihrem Willen, unabhängig vom apostolischen Schlüssel, zu stimmen. Die grundsätzliche Abwendung von der Gewohnheit, Geistliche im diplomatischen Dienst zu verwenden, war damit an maßgeblicher Stelle vollzogen. Man hatte mit ihnen zu schlechte Erfahrungen im Sinn des Worts gemacht: Qui mange du pape, en meurt. Und zwar waren es gerade die katholischen Herrscher, bei denen diese Abneigung sich am stärksten äußerte. Ein Philipp II. erklärte rund heraus, daß die „hommes du pape" wegen ihrer Bindung an Rom zu unzuverlässig seien, und ein Karl II. unterschrieb sogar einen Erlaß, wonach dem Klerus die diplomatische Laufbahn in Spanien dauernd gesperrt sein sollte. Zu den moralischen Bedenken gegen die vom Vatikan abhängigen Geschäftsträger gesellten sich Erwägungen der Praxis, wie sie Callières anstellt, wenn er in seiner „De la manière de négocier avec les souverains" meint: „Il y a peu de pays ou les Ecclésiastiques puissent être employé dans les négociations, on ne peut avec bienséance les envoyer dans tous les Pays des Hérétiques ou des Infidèles." In der Tat wäre es gewiß unmöglich gewesen, durch geistliche Geschäftsträger den Kampf gegen die intransigenten Gesetze des Islam, der damals, pochend auf seine Schwertgewalt,

kurzweg jeden auf heiligen Boden des Propheten tretenden Rajah als rechtlos und vogelfrei erklärte, in der erfolgreichen Weise durchzuführen, wie es tatsächlich geschehen ist.

Der Spielraum der verweltlichten Diplomatie war freilich zunächst sehr eng. Sie war, soweit sie nicht in kaufmännischen Dienst trat, auf die fürstlichen Kabinette angewiesen und führte mit deren hochgeborenen Herren oft ein Leben im Umherreisen, ohne doch mit der Welt und deren klopfendem Puls in nähere Fühlung zu treten; sie blieb gemeinhin kleinlich, verbohrt, engen geistigen Horizonts und verständnislos den großen sozialwirtschaftlichen und nationalen Problemen der Völker gegenüber. Dann ward sie, wiederum von den italienischen Republiken aus, auf eine andere freiere Bahn vorangestoßen, freilich zunächst nur, um den alten Zopf nach anderer Manier zu binden und ihn in veränderter Atmosphäre auszulüften. Als sich Katharina von Medici, die Tochter des kleinen, aber in Handelsgeschäften reich gewordenen Herzogs Lorenzo von Urbino und der Magdalene de la Tour d'Auvergne mit dem König Heinrich II. von Frankreich vermählt hatte, verstand sie es vortrefflich, die diplomatischen Künste ihrer Vaterstadt Florenz am Pariser Hof einzubürgern: mit welchem Erfolg, bezeugt deutlich genug das Regierungssystem eines Ludwig XI., der mit allen Wassern damaliger diplomatischer Spiegelfechter- und Lügenkünste gewaschen war, und eines Philippe de Commines, der das anrüchige Wesen dieses seines Lehrmeisters wohl durchschaute und doch getreulich seinen Wegen folgte. Mit der Zeit verfeinerte sich dann diese französierte italienische Diplomatie unter den Einflüssen der eigentümlichen Lebensluft der Hauptstadt der Sonnenkönige immer mehr. Unter Ludwig XIV. zählte die französische Hofhaltung nicht weniger als zehntausend Personen: das war die Welt der Modeschönheiten, der Schminke und des Puders, des Seidenglanzes und des Fächers, des Rokoko und des Barocks, der geistigen Grazie und der sittlichen Liederlichkeit,

in welcher der Diplomat, stolz einherspazierend, sein Rad blähte wie der Pfau im Hühnerhof und doch sehr bald all seinen Federschmuck verlor, wenn er es nicht verstand, bei den Maitressen und Kammerdienern sich beliebt zu machen. Schlimmer als einen Minister zu beleidigen, war es, wie der Philosoph Chamfort klagte, einem Lakaien auf die Zehen zu treten; ein großer Aufwand wurde schmählich für nichtigste Zwecke vertan, und der Völker Schicksal da bestimmt, wo man sich gegen jeden Dunsthauch der misera contribuens plebs hermetisch abschloß. Alte Bildergalerien geben uns noch heute eine unzweideutige Vorstellung von der schalen Quintessenz der Herde der Kavalierdiplomaten, wie sie das 17. und 18. Jahrhundert in Reinzucht und in naturgesetzlichem Mengeverhältnis zum Troß der Hofschmarotzer hervorbrachte; Brunner hält ihnen vortrefflich seinen Till Eulenspiegel vor mit den Worten: „... die gespreizte Stellung der ganzen Figur, das überschlaue Lächeln, Augen, Wangen und Mundwinkel bis zum Abschluß des Kinns ... alles gibt klare und deutliche Kunde: daß diese Herren mit einer beneidenswerten Selbstgenügsamkeit begnadigt gewesen sind, daß sie ein außerordentliches Wohlgefallen an ihrem Dasein und Wirken im Busen getragen haben und daß sie selbst während des Porträtierens fest entschlossen waren, mit den Strahlen ihrer rosigen Laune und unerschütterlichen Selbstgefälligkeit auch noch in spätere trübselige Jahrhunderte erquicklich hineinzuleuchten. Während die rechte Hand mit der Busenkrause spielt, macht die linke am feinziselierten Degenknopfe Versuche im mechanischen Gebiete der Hebelwirkung, die Knie sind mit Gewalt einwärts gezogen, so daß die Waden in ihrer ganzen straffen Muskulatur sichtbar werden ... fein lächelt das Gesicht aus dem gekräuselten Wolkenhimmel der Perücke heraus, und das ganze Bild verkündet, wenn auch stumm, doch wie eine mit deutlichen Buchstaben geschriebene Inschrift: Ich habe nicht nur während des Lebens meinen

Platz ausgefüllt, sondern bin auch mit dem ungetrübten Selbstbewußtsein meines vollen Wertes und Gehaltes ins Grab gestiegen." Die Zeichnung wäre noch vollkommener, wenn den sanguinischen Fossilen der diplomatischen chronique scandaleuse die melancholischen zur Seite gestellt worden wären, die nicht minder oft als diluvii testes diplomatici verewigt sind und deren Wesen Shakespeare vorahnend meisterlich in den Versen gegeißelt hat:

Es gibt so Leute, deren Angesicht
Sich überzieht gleich einem steh'nden Sumpf
Und die ein eigensinnig Schweigen halten
Aus Absicht, sich in einen Schein zu kleiden
Von Weisheit, Würdigkeit und tiefem Sinn,
Als wenn sie sprächen: Ich bin Herr Orakel,
Tu ich den Mund auf, rührt sich keine Maus.

In jenem Vertrag zwischen Karl V. und Heinrich VIII. ist indessen der Brennpunkt für noch weitere Entwicklungslinien des verschlungenen Spiels diplomatischer Geschichte gegeben, die nicht außer acht gelassen werden dürfen. Die fürstliche Aussperrung der Geistlichkeit vom diplomatischen Dienst verhinderte keineswegs, daß diese sehr bald doch wieder durch Hinterpforten auf der politischen Bühne in Regisseurstellungen Platz zu gewinnen vermochte. Abwechselnd waren es die Jesuiten und die Dominikaner, welche die Hauptrolle in diesem Fach spielten; Lamormain, Pater Joseph und viele andere, von Richelieu gar nicht zu reden, sind geschichtlich berühmte Größen dieser nachklassischen römisch-katholischen Diplomatenzunft, die tatsächlich erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Welt völlig Valet sagte. Papst Paul IV. konnte noch 1556 erklären, daß er „Könige nicht für seinesgleichen erachte". Gerade zu seiner Zeit war aber im Grunde doch schon der endgültige Triumph der unabhängigen Fürstengewalt über Rom mit der sieghaften Ausbreitung des freien

Geistes der Reformation entschieden und damit das Aussterben des klerikalen Diplomatenstands besiegelt. Zugleich wiesen die ewigen, trotz vielfacher Siege letzten Endes erfolglosen Kämpfe Karls, die ihn zur Anlehnung an den britischen Herrscher drängten, scharf darauf hin, daß dem deutsch-römischen Reich das Grab gegraben war. Die Fürstengewalt setzte sich durch gegen die Kaisergewalt, nicht weil der monarchische Gedanke verblaßte, sondern weil sie von der aufgärenden Flut des nationalistischen Selbständigkeitswillens in die Höhe getrieben wurde. Und wenn die verweltlichte Diplomatie sich erst in die Stille des fürstlichen Kabinetts und dann in das lärmende Treiben der großen königlichen Höfe flüchtete, so war deutlich zu spüren, wie an beider Türen und Pforten die Machtbegehrlichkeit der verachteten Volksmassen anzuklopfen begann. Den zersetzenden Kräften des dynastischen Haders im festländischen Herzen Europas aber stand an dessen Peripherie die großartige Entwicklung und reiche Ausstrahlung der wirtschaftlichen und kulturellen Energien nach fremden Weltteilen, die Bildung großer Kolonialreiche gegenüber, um auch hier die Diplomatie vor die Lösung ganz neuer, ebenso reizvoller wie verwickelter Probleme zu stellen. Und dem Druck solcher äußerlichen Umformungen vermochte die innerliche Charakter-Beharrungszähigkeit nicht standzuhalten. Der Pfingststurm der Reformation und die sozialen Umschichtungen, in denen er sich auswirkte, fegten mehr und mehr den Unrat des anspruchsvoll-blöden, steifen und kleinlichen höfischen Etikettewesens und der hinterhältigen, gleißnerischen diplomatischen Sophisterei aus. Sachlichkeit und Zweckbestimmtheit verdrängten das Formelle, das Drängen der Zeit mit ihren gewaltigen technischen und kulturwirtschaftlichen Fortschritten forderte neue rationelle Mittel und wies neue, geradlinige, hartgeschotterte Wege — zu neuen Ufern lockte ein langsam aufdämmernder neuer Tag.

5. Demokratisierung?

Die Frage, wann zuerst eine ständige Diplomatie ins Leben getreten ist, hat sich zu einem echten, rechten Kathederstreit ausgewachsen. Tot professores, tot sensus. Die Wahrheit ist, daß eine bündige Antwort auf die Frage so wenig möglich erscheint, wie sich das Erscheinen des Frühlings, abgesehen vom Kalenderschema, auf die Minute bestimmen läßt. Endosmotische Kräfte brechen des Winters Starre und treiben neue Säfte zellenbildend empor, lange bevor der Tag der Exosmose anbricht und durch seiner Knospen und Blüten Herrlichkeit überrascht.

Ständige Gesandte waren im Grunde schon die meist geistlichen Vertrauensleute, die in der Epoche päpstlichen Machtgebots von den Fürsten nach Rom entsandt wurden, um mit der Kurie in Fühlung zu bleiben, mochten sie auch immer nur auf Zeit berufen werden. Denn der Grund ihrer Amtskurzlebigkeit war sehr viel mehr moralischer als technischer Natur. Da nun einmal die Gesandten als privilegierte Spione galten, wollte man sie wenigstens nicht dauernd dulden und sie nicht ein warmes Nest bauen lassen; man empfand es geradezu als eine Herausforderung, wenn diese lästigen Aufpasser nicht nach gemessener Zeit ihren Abschied nahmen. Wie Ferdinand der Katholische, der „die kürzesten Ambassaden für die besten" erklärte, dachte jeder Fürst; man hatte wohl ständige Gesandtschaften, aber deren ständige Besetzung war verpönt. Dieses Gesetz blieb selbst innerhalb der weltlichen Diplomatie bis in das 18. Jahrhundert in Geltung, bis allmählich politische Notwendigkeiten eine Änderung erzwangen. Die Anforderungen der Regelung des Weltverkehrs und nicht minder der Beziehungen zwischen den großen Höfen — auch in dieser Richtung ist der Vertrag von Gravelingen symptomatisch — hatten sich so gesteigert und führten zu so viel langwierigen internationalen Verhandlungen, daß die Orga-

nisation des diplomatischen Dienstes in bestimmten gesetzlichen Formen unabweislich wurde, womit zugleich der Verkehr der Geschäftsträger von selbst mehr und mehr in die Atmosphäre iuris publici gedrängt wurde und ein gemesseneres, bureaukratisch befestigtes Wesen annahm. Aber um ihn zu einem unveräußerlichen, verfassungs- und völkerrechtlichen Teil des Zusammenlebens der Nationen, einem Ausdruck ihres wechselseitigen Verantwortlichkeitsgefühls und ihres guten Willens zu vernünftigem, friedlich-schiedlichem Vertragen zu machen, dazu fehlten doch noch mancherlei Voraussetzungen: sie wurden erst durch das aufdämmernde demokratische Zeitalter geschaffen.

Als der erste und bedeutendste Schrittmacher der so in gehobener Weltanschauung sich verjüngenden Diplomatie darf der große englische Staatsmann Canning gelten. Begeistert von den neuen politischen Idealen stellte er das Charakterbild des neuen Staatsmannes ins Licht seiner idealistischen Zukunftshoffnungen. Ein König sterbe, aber das Volk sterbe nicht. Das Volk, der natürliche Fruchtboden für die zunehmende Verbreitung der politischen Interessen, sei daher zugleich der Bürge für deren Stabilierung und, insofern es die allgemeinen Menschheitsideen über die individuelle Machtbegier und deren Moralüberhebung stelle, der beste Mittler für den europäischen Frieden. Welcher Leistungen werde ein Staatsmann fähig sein, der hinter sich als Deckung den Willen einer ganzen Volksarmee sehe und als deren beauftragter und verfassungsmäßig erwählter Führer und Feldherr sich fühle! Der Vertrauensmann Pitts war so der Vorläufer Disraelis: wie dieser romantische, religiös-sozialistische Reformer auf dem Ministersessel wollte auch er aus der politisch überaus rückständig gebliebenen, im Herzen aber unverdorbenen Toryaristokratie eine „Organisation für das Volkswohl", eine getreue Verweserin und sorgsame Pflegerin der Volksgüter machen und damit das diplomatische Handwerk auf eine

höchste Stufe sittlicher Veredelung und politischer Bedeutung erheben. Und merkwürdig! Aus Wien, das als Hochburg orthodoxer Diplomatie galt, klang ihm ein gleichgestimmtes Echo entgegen. Kein anderer als Graf Kaunitz sandte am 17. Juli 1791 ein Rundschreiben an die Mächte, in dem er deren Gemeinbürgschaft für Frieden und Ruhe der Staaten, für die Unverletzlichkeit ihres Besitzes und das Wohlergehen der Untertanen auf Treu und Glauben anrief. Ja, mehr noch! Gerade im finsteren Rußland fanden derlei Ermahnungen die günstigste Aufnahme: Alexander I., der Schwärmer auf dem Zarenthron, fühlte sich nicht nur zum Volksbeglücker in seinem Riesenreich, sondern als Friedensstifter der ganzen Welt berufen und sog eines Canning und Kaunitz Ideen begierig auf! Die Antenne der zweiten humanistischen Periode übermittelte ihre elektrischen Schwingungen dem ganzen politischen Äther und brachte Detektoren allenthalben, demokratische wie monarchisch-konstitutionelle wie absolutistische, zum Ansprechen. Ein Frühling schien gekommen, der allen von Jahrhunderten aufgetürmten Unrat diplomatischer Gebräuche mit Sturmesbrausen wegfegte, um einer ins Tausendjährige Reich führenden Politik nach heutigen Friedensschwärmerhoffnungen Platz zu machen. Aber:

Weit ist die Fahrt, und die Wege sind weit,
Und weit gehen die Wünsche der Menschen

mahnt Groa den hitzigen Schwingtag in der „Neuen Ausfahrt". Wie wenig ließ die rauhe Wirklichkeit von den Traumgebiden einer rosigen Zukunft übrig! Die Heilige Allianz, die Alexander Pawlowitsch gestiftet, wandelte sich zu dem übel beleumdeten Repressivsystem ab, das aus dem Schoß der Kongresse in Troppau, Laibach und Verona hervorging, ein Castlereagh und selbst ein Metternich mußten sich hitzige Vorwürfe gefallen lassen, daß sie, vom Bazillus des Internationalismus angesteckt, die Rechte ihrer Länder zu lau und mattherzig ver-

träten, vom „Friedenszaren" meinte Gneisenau in seinem Briefwechsel mit Clausewitz 1815 kaum ganz mit Unrecht, daß er „die alte Rolle als Beschützer alles schlechten Gesindels wieder aufgenommen habe"; der Mann aber, der in Wahrheit als Schmied der politischen Geschicke Europas sich betätigte, war ein Napoleon, dessen staatsmännische Faust ebenso derb und säubernd dreinschlug wie sein Feldherrnschwert, und von dem das diplomatische Werkzeug in zynischer Moral- und Völkerrechtsverachtung nur als Despotenwaffe nach seinen Zäsarenlaunen gewertet wurde.

Will man die Wurzeln dieses Fiaskos eines ersten allgemeinen Ansturms zur Modernisierung oder, wenn man so sagen will, zur Demokratisierung der Diplomatie finden, so muß von den politischen Verhältnissen des Landes, in dem der Angriff ansetzte, ausgegangen werden. Die zweite Hälfte des 18. und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts waren die Blütezeit des Freihändlertums und, als dessen Gegenpol, des Frühsozialismus Englands. In den mit Riesenschritten emporgeschossenen Industriezentren hatten sich gewaltige Arbeitermassen zusammengeballt, die in ihrer elenden Lage zu anarchistischen Gewalttätigkeiten — es sei nur an den fenierartigen Bund der Ludditen erinnert — neigten; nach den damaligen Faustkampfidealen des laissez-faire-Manchestertums wurden diese aufrührerischen Bewegungen kurzweg dadurch unterdrückt, daß man den Arbeitern das Koalitionsrecht nahm und auf Übertretung des Verbots härteste Strafen, Zuchthaus und Landesverschickung setzte. Dieses Ausbeutungs- und Willkürsystem rief aber schon damals eine ganze Reihe mehr oder weniger sozialistisch gesinnter Kämpen für eine sittlichere Ausdeutung und aufrichtigere Verwirklichung der gepriesenen demokratischen Freiheitsgesetze auf die Schanzen. Ein Charles Hall entwickelte bereits die Prinzipien einer sozialwirtschaftlichen Weltanschauung, die an die Lehren von Marx, namentlich an dessen Mehrwertstheorie, stark anklingen, ein Robert Owen

glänzte als Sozialpädagoge und war der geistige Vater der damals zu Hunderten gegründeten, still, aber energisch und fruchtbar wirkenden Genossenschaften und Bildungsvereine, und ein David Ricardo formulierte, obwohl er gemeinhin als ein Hauptvertreter der Freihandelsschule gilt, doch das Lohngesetz, an das später die deutsche marxistisch-sozialdemokratische Richtung anknüpfte. So war der Boden geebnet und bestellt für den Chartismus, bei dem es sich durchaus nicht etwa wie bei der Julirevolution von 1830 um einen allgemeinen bürgerlichen Kampf für Volksrechte, sondern um einen ausgesprochen sozialen Klassenkampf der Arbeiter für dieselben Rechte, die der „Bourgeois" bereits erobert hatte, handelte. Im Prinzip forderten die Chartisten zunächst nur eine Reform des schon damals veralteten Wahlrechts, das die „Kleinbürger" von der Stimmbefugnis so gut wie ausschloß; in der Wirklichkeit aber weitete sich die Krise zu einem solchen gesellschaftlichen Zersetzungsprozeß aus, daß mit Recht von einer großen Vorflutung des modernen Syndikalismus gesprochen werden kann.

Zwei Extreme gesellschaftlicher Weltanschauung standen sich so gegenüber. Das eine war der primitive und doktrinäre Manchesterindividualismus, dessen Ethik, wie Troeltsch in seinen Untersuchungen über die wirtschaftspolitische Moral des Kalvinismus treffend dargelegt hat, „kleinbürgerlich-kapitalistisch war und alle Folgen dieses kapitalistischen Lebensstils zeigte: die planmäßige Arbeitsteilung, das Fachmenschentum, den Sinn für Nutzen und Profit, die abstrakte Arbeitspflicht, die Verbindlichkeit gegenüber dem Vermögen als einer um ihrer selbst willen zu erhaltenden und zu steigernden Größe". Das andere war ein theoretisierender und experimenteller Sozialismus, der, vom Irrtum der klassischen Nationalökonomie ausgehend, daß der Wert eines Erzeugnisses gleich der Summe der darauf verwendeten Arbeit sei, zu einer gänzlichen Verfemung der kapitalistischen Wirtschaftsord-

nung gelangte, der die radikale Umwälzung alles Bestehenden und im Gegensatz zu der Manchesterparole „freedom, property, trade!" die völlige Beseitigung alles Privateigentums an Grund und Boden wie an Kapitalien und deren Ersetzung durch das Gemeineigentum der erzeugenden Gesellschaft, kurz den Kommunismus forderte. In so scharfer Feindschaft nun beide Gruppen sich gegenüberstanden, so vereinten sie sich doch wieder in gleichem Haß gegen den gemeinsamen Feind: den Staat. Die Propheten des Kommunismus verfemten ihn als Träger und Schildhalter der bestehenden Wirtschaftsordnung fast wie die leibhaftige Fleischwerdung alles Bösen. Den Individualisten Cobdenscher Schule aber war er nichts als eine Art Polizeizentrale, der die Aufgabe zugewiesen war, den schlimmsten Auswüchsen des freien Spiels der Kräfte zu wehren, der im übrigen jedoch keinerlei Recht zustand, sich in das Privatleben mit seiner doppelten Moral, der frommen Geste nach außen und der schrankenlosen Freiheit des Geldmachens daheim, einzumischen. Das typische Kennzeichen für das politische Denken des Engländers wurde so ein fast monomaner Abscheu vor allem, was die Farbe von Bureaukratie hat, und das Streben, die Wirkungssphäre des Staats zugunsten aller möglichen privaten oder halboffiziellen Verwaltungsgebilde einzuschränken. Nun aber bewies gerade dieser „Racker Staat" eine ungeahnte Auftriebs- und Selbstschöpfungskraft. Um das Stahlgerüst des Rechtsstaats, wie er durch mannigfache Phasen und in hunderterlei Abwandlungsformen als Feudal- und Lehnsstaat, als despotischer und gemäßigt absolutistischer Territorialstaat, als monarchischer oder republikanischer Verfassungsstaat, als Beamten- und als Handelsstaat sich entwickelt hat, bildete sich als Mantel der Nationalstaat des modernen großmächtlichen Herrenvolks, der sich seinem Wesen wie seiner Gestaltung nach in keiner Weise auf gleiche Linie mit ähnlichen Schöpfungen früherer Art stellen läßt, vielmehr in seinem Zellenaufbau, seiner

Gliederung, seinem Nerven- und Blutumlaufsystem unendlich großartiger, planvoller, feiner, in seinem politischen und sittlichen Charakter unvergleichlich vornehmer, kraft- und gehaltvoller ist. Die wirtschaftstheoretische Grundlage dieses Entwicklungsganges schuf der große deutsche Politiker-Philosoph Friedrich List, der, wie Gustav Schmoller es zutreffend gedeutet hat, mit der intuitiven Kraft des Genius den Gedanken erfaßte und leuchtend machte, daß nicht die Individuen, sondern die sozialen Gemeinschaften es sind, welche in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten, daß die psychischen Massenerscheinungen und die aus ihnen heraus sich bildenden Einrichtungen den Kern aller wirtschaftlichen Politik ausmachen: so gelangte er naturgemäß zu dem Grundgesetz seiner Volkswirtschaftslehre, daß es Aufgabe und Zweck der gereiften Einzelvolkswirtschaften nicht sei, sich in den Kokon selbstgenügsamer Einheiten einzuspinnen, daß ihre Bestimmung vielmehr sei, mit zunehmender Blüte- und Fruchtentfaltung auf der Grundlage der Gleichberechtigung und des Prinzips der zwischenvolkswirtschaftlichen Arbeitsteilung in immer engere und vielfältigere Fühlung zur Gesamtheit der wirtschaftlichen Organisationen der Erde zu treten. Kurz, List ist der Pfadfinder einer höheren nationalwirtschaftlichen Weltbetrachtung, und man erkennt ohne weiteres, wie ihm die Schwingen zu solchem Gedankenflug durch die vornehmeren, veredelten Begriffe vom Wesen des Staats wuchsen, die sich allgemach durchgesetzt hatten. Alle die Mitarbeiter und Mitschöpfer am gigantischen Werk der körperschaftlichen Gestaltung gewaltiger kapitalistischer, industrieller, handelstechnischer, kulturpolitischer Betriebe, Verbände und Körperschaften konnten sich der Einsicht nicht verschließen, daß ihr Wirken und Schaffen, ihr Vorwärtsschreiten und ihre Erfolge trotz internationaler Folie möglich waren allein auf dem einen festen und breiten Mauergrund: eben dem des Nationalstaats in seinen modernen großartigen

Entwicklungsformen. Wie mit dem Sieg der demokratischen Verfassungsideen den Gesetzen eines massiven Despotismus von der Art des Zäsarensprüchleins Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich" das Grab bereitet wurde, so tönte jetzt dem Gebot des manchesterlichen Liberalismus: „Der Staat für das Individuum" das letzte Geläut, und aus der Asche des Verbrannten entstand als Phönix einer höheren politischen Weltanschauung die Formel von „der Organschaft im Staat", wonach der Staats- und Nationalgedanke im juristischen Sinn keine Ableitung aus dem bürgerlichen Recht, sondern aus ursprünglichem, eigengründigem Recht ist, und wonach folgegesetzlich der Wille des Staats als Ausdrucks des Gemeinwillens jeden Einzelwillen, gleichgültig ob es der eines gekrönten Hauptes oder der einer Plutokratie oder Aristokratie oder Gentry ist, überragt. Mit anderen Worten, das Wesen des Staats wurde immer klarer in seinen kulturethischen, ja transszendentalen Auswirkungen erkannt, der gesellschaftliche Atomismus aufgegeben, um der konkreten Staatsidee Platz zu machen, welche die Nation als „vergrößertes" Individuum, als „eine Armatur der gesamten Tätigkeit mit dem Zweck, den Menschen absolut mächtig und zum fähigsten Wesen zu machen", begreift, und die Forderung des großen Fichte begann sich durchzusetzen, daß der Staat als eine eigentümliche Gestaltung des göttlichen und geistigen Lebens zu gelten habe, an die sich jegliches Wirken des Menschen anschließen müsse.

Alle diese Dinge liegen scheinbar in weiter Entfernung vom Perihel der diplomatischen Entwicklungsgeschichte und können doch in Wirklichkeit bei deren Kritik so wenig unberücksichtigt bleiben, wie die Mechanik, das Webe- und Fangsystem eines Spinnennetzes verstanden werden kann, sofern man nicht mit der Art seiner Befestigung an den weitgespannten Aufhänge- und Bindungsfäden vertraut ist.

Wenn die Erwartungen Cannings alsbald wie Seifenblasen bei der Berührung mit wechselnder Luftschichtung zerplatzten,

so haben die Ursachen des Zusammenbruchs rosiger Hoffnungen vorab drei Wurzelgründe. Erstens handelte es sich bei den Reformversuchen gemeinhin nur um geschickte oder ungeschickte Improvisationen geschulter Empiriker oder gekrönter Dilettanten, um Stegreifunternehmungen, die in keinerlei engem Zusammenhang mit den politischen und wirtschaftlichen Grundproblemen der damaligen Zeit standen. Zweitens stützte man sich auf demokratische Ideale und übersah dabei oder wollte nicht sehen, daß die Diplomatie als eine aufs rein Persönliche gestellte Kunst in innerem Widerspruch zu dem Volksherrschaftsgedanken steht, daß sie durchaus aristokratischen Wesens ist und daher nur in aristokratischer Rechts- und Lebensatmosphäre sich naturgemäß und fruchtbar betätigen und entwickeln kann. Ihre schablonenhafte Einschaltung in das demokratische Register oder gar ihre Beugung unter ochlokratische Gesetze bedeutete daher keinerlei Fortschritt, sondern führte lediglich zu widersinniger Verkrüppelung und zu ähnlichen Wirkungen, wie wenn zwei auf eine tote Achse gesetzte Räder von entgegengesetzten magnetischen Kräften in gegenläufige Bewegung gebracht werden und mit zunehmender Annäherung und Drehungsgeschwindigkeit immer stärkere Reibungs- und Entladungsenergien erzeugen. Die üblen Folgen der Unstimmigkeit wurden denn auch nur zu schnell sichtbar. Statt eine Vollstreckerin des in Herrschergewalt eingesetzten Volkswillens zu sein, stellte die Diplomatie diesen immer wieder vor vollendete Tatsachen und ließ ihm nichts übrig, als sich murrend, schicksalergeben in die Vergewaltigung zu fügen oder in feierlich inszenierten Anklageprozessen, die aber regelmäßig auf ein Hornberger Schießen hinausliefen, sich gegen die Tyrannisierung aufzubäumen. Drittens aber und vor allem: man setzte sämtliche Karten auf das Völkerrecht, das, theoretisch umschwärmt, praktisch in noch unreiferem embryonalen Zustand als heute sich befand, und wollte trotzdem, genau wie die heutigen Friedens-

apostel, die Diplomatie an dessen Deichsel zwingen in blinder Verkennung der Wahrheit, daß ihr natürlicher Beruf es nicht ist, gegängeltes Zugpferd, sondern selbständige Lenkerin des Gespanns zu vorwärts gerichteten Zielen zu sein. Aber während so auch hier die Welt des Fortschritts für eine glückliche Lösung des diplomatischen Schicksalsproblems mit Brettern vernagelt werden zu sollen schien, wurde in die Wand von anderer Seite eine breite Bresche gebrochen. Der gigantische Prozeß der Konzentration, der Polarisierung und körperschaftlichen Bindung der Kräfte, der im Wirtschaftsleben der großen abendländischen Nationen vor sich ging, drängte unwiderstehlich zu der Überzeugung, daß der Staat nicht als ein isoliertes, gleichsam unter abgeschlossener Couveuse vegetierendes Kunstgeschöpf abseits des elementaren Bergstroms dieses weltbewegenden Werde- und Schöpfungsganges verharren könne, sondern mitten in ihn hineingestellt und organisch mit dessen Entwicklungsgesetzen und -strebigkeiten verbunden werden müsse: solchem ausgewechselten Pulsschlag des ganzen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Körpers mußte notwendig die diplomatische Technik folgen. Die Anstöße, die dieser in der Tat heute ganz andere Bewegungsgesetze gegeben und sie zu verbesserten, verfeinerten und leistungsfähigeren Konstruktionsformen geführt, die ihre Wirksamkeit vervielfacht und ihren Aktionskreis ausgeweitet, die sie von unnötigem Ballast und barockem Schnörkel befreit haben und sie Anschluß an den neuen Zeitgeist finden ließen, alles das empfing sie sehr viel weniger von dem Demokratismus des 19. Jahrhunderts mit seinen vielen gedankenblassen Schlagwörtern, als aus den wirtschaftlichen Revolutionsflutungen und aus den durch ihre Schwemmkraft erzeugten Umschichtungen in der Gesellschaft, deren Gärung politisch wiederum in den angedeuteten gehobenen ethischen Wertungen des Staatsbegriffs sich auskristallisierte.

Aus der Fortführung der unter dem Stichwort Venedig begonnenen Betrachtung des Werdegangs der kaufmännischen Diplomatie baut sich die natürliche Brücke zur geschichtlichen Verdeutlichung dieser Tatsache auf.

Überseeische Siedelung, Kolonial-, Weltverkehrs- und Welthandelspolitik, endlich der Kampf um See-Alleinherrschaft und Weltübermacht: aus solcher Anreihung entwicklungsgeschichtlicher Formbildungen und politischer Funktionen erwuchsen die modernen imperialistischen Riesenstaatskörper. Ihre Keimzelle war die auf gut Glück von irgendeinem Kauffahrteiunternehmen an irgendeinem Küstenort mit reichem Hinterland geschaffene Handelsniederlassung. Typische Beispiele solcher Sternschnuppen abendländischer Kultur, die von Europas Himmel auf exotischen Boden fielen, sind noch heute die französischen Zwerg-Enklaven in Vorderindien, Tschandernagor, Janaon, Karikal, Mahe. Die kauffarteiische Faktorei weitete sich zum Siedelungsgebiet aus, sofern sie sich glücklich entwickelte; nicht nur Handeltreibende, sondern auch Bauern, Pflanzer, Handwerker, Auswanderer aller Berufe an sich lockte, die um den Kolonisationskern, dem Wassertropfen auf dem Fließpapier gleich, sich ausbreiteten und einen ständig sich ausweitenden Ring höherer Gesittung schufen. Bis aber diese Kolonialpolitik primitiven privatwirtschaftlichen Charakters sich auf eine höhere Stufe nationaler Führung, politisch-planvoller Entwicklung und Organisation erhob, das heißt, bis die heimatlichen Regierungen das Ziel klar ins Auge faßten und programmatisch und systematisch auf dessen Verwirklichung hinarbeiteten, ein neues Vaterland, einen Zweig- und Tochterstaat gleicher Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgrundformen zur Entfaltung zu bringen: zu diesem scheinbar so naheliegenden Schritt entschloß man sich allenthalben merkwürdig langsam, tastend, zögernd, und selbst als das nationale Kolonisationsprinzip sich allgemein durchgesetzt hatte, vegetierte es lange kümmerlich dahin, einge-

schnürt in die Windeln engbrüstiger bureaukratischer Politik oder atemberaubt von den Nebeln weltbürgerlicher Schwarmgeisterei. Frankreich betrieb in der kolonialen Gründerperiode (1534—1763) mit großem Amtseifer, aber durchaus unzulänglichen Mitteln, ohne den Schutz und die Waffe einer starken Kriegs- und Handelsflotte und im üblen Kreislauf von finanzieller Knauserei, merkantilistischer Tyrannisierung des Verkehrs und großartigen, aber niemals methodisch durchgeführten Plänen sich bewegend, eine überseeische Ausdehnungspolitik starren, zentralistischen Charakters, die ob all dieser Mängel und Herzschwächen notwendig zu dem Fiasko führen mußte, das durch den Pariser Frieden geschichtlich besiegelt wurde. Großbritannien nützte die Fehler der heute in so herzlicher Ententegenossenschaft verbündeten Macht weidlich aus, um auf riesenhafte Gebiete, ja ganze Kontinente Beschlag zu legen, dachte aber in der Blütezeit des Cobdenismus und der Kleinengländerei nicht daran, den erdumspannenden Riesenbesitz nach den Gesetzen eines durchdachten Staatenbauplans zu einem harmonisch durchgebildeten und fest gegliederten Weltmachtgefüge zu entwickeln. So blieben für Frankreich die überseeischen Besitzungen, soweit es sie überhaupt zu verteidigen vermochte, stets nationale Güter, die wohl einen mehr oder minder großen kaufmännisch-wirtschaftlichen Wert hatten, als Stätten völkischer Ausdehnung und Kraftgewinnung aber bedeutungslos waren, während die britischen „Schwesterstaaten" sich mehr und mehr auf die Stufe völlig selbstherrlicher politischer Gebilde erhoben, die sich unter dem Einfluß der fremdartigen Umgebung in Gesetzbildung, Kultur, Wirtschaft von den Lebensformen des Mutterlandes schrittweise bis zu dem Grad entfernten, daß heute die Decke der staatsrechtlichen Gemeinschaft im Grunde nur noch die Sprachgleichheit und gewisse ideelle Zusammenhänge der Kultur und Weltanschauung bilden.

Das sind die Ufer und Hänge des Stroms, auf dessen Fluten das Schifflein der Diplomatie kaufmännischen Flaggenzeichens seinen Weg vorwärts gesucht hat. Zunächst handelte es sich nur um die Sendboten großer, in enger Fühlung mit der Regierung ihrer Heimat stehender Handelshäuser, die auf private Rechnung und eigene Faust formlose politische Beziehungen in entferntesten Weltteilen anknüpften. Dann wurden, halb von Staats wegen, große Reiseunternehmungen von der Art der Orientfahrten Marco Polos organisiert mit dem ausgesprochenen Nebenzweck, jene lockeren überseeischen Fäden fester zu knüpfen; in besonderen wichtigen Welthandelsplätzen bildeten sich auf Grund dessen stehende diplomatische Agenturen aus, deren Ziele jedoch nicht über den Gesichtskreis einer engbrüstigen handelswirtschaftlichen Kirchturmpolitik hinausragten. Zugleich kam der Typ der „chevaliers adventuriers" vom Schlag eines Champlain, Frontenac, Montcalm, Maisonneuve auf, die in Kanada, verbündet mit den missionierenden Jesuitenpatres, eine Art aristokratisch-theokratischen Willkürregiments einführten, dabei in ihrer Raubritterart um die kulturelle Entwicklung des Landes, soweit dabei nicht feudale oder kirchliche Interessen ins Gewicht fielen, überhaupt nicht und fast ebensowenig um die Befehle, Wünsche, Pläne der Regierung, in deren Diensten sie ausgesandt waren, sich kümmerten. Dann folgte, mit dem Anbruch des 17. Jahrhunderts, die Epoche der Freibriefgesellschaften. Am 31. Dezember 1600 erteilte Königin Elisabeth einer Auslese aus dem Londoner Geldadel den berühmten Charter unter dem Titel „Governors and Company of merchants of London trading of the East-Indies", wonach die Briefinhaber das Alleinvorrecht für den Handel nach allen Marktplätzen genießen sollten, die zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Magelhaenstraße liegen. Was die Gesellschaft auf ihrem Hauptarbeitsfeld, Indien, geleistet, was sie gesündigt, ist hier nicht abzuwägen. Aber so viel steht fest:

was einst Rom für den Diplomaten alten Schlages gewesen, das wurden sie und ihre Genossinnen, wie die Holländisch- und die Französisch-Ostindische Kompagnie und die dänische Tranquebar-Gesellschaft für die neue Diplomatie im Dienst des „königlichen Kaufmanns": die Hochschule ihrer Ausbildung und ihrer praktischen Erfahrung, die Pflanzstätte ihrer Charakterbildung und Machtgewinnung. In Haileybury wurde damals eine Akademie für die Vorbereitung zum bürgerlichen indischen Dienst gegründet. Sie war der Mutterschoß nicht nur der anglo-indischen Bureaukratie, sondern auch der Staatsmänner und Diplomaten, die mit den Fürsten der indischen Eingeborenenstaaten Bündnisse und Verträge schlossen und sie mit den seidenen Fäden kaum merklicher und doch sehr wirksamer Zügelung dem britischen Herrentum dienstbar zu machen wußten, die überall ihre politisch wie wirtschaftlich gleich trefflich geschulten Unterhändler vorschickten, um zunächst dem Handel, dann der Kapitalmacht, darauf der verdeckten Kontrolle einer beratenden Nebenregierung, schließlich der offen entfalteten Flagge des Union Jack freie Bahn zu schaffen, und die es so fertig brachten, das riesenhafte Kaiserreich Hind mit seinen 300 Millionen Einwohnern auf dem Weg mehr friedlicher als kriegerischer Durchdringung botmäßig zu machen. Sie waren es, welche eine ganz neue Gattung des unabhängigen Diplomaten entwickelten, der, durch möglichst wenig Kabinettsvorschriften beengt, auf eigene Faust handelte und so gerade in jener Cobdenschen kleinenglischen Zeit den Aufriß des weltumspannenden Größerbritanniens schuf. Sie waren es aber auch, welche den Fruchtboden für die moderne Symbiose der politischen und wirtschaftlichen Organe des diplomatischen Geschäfts bereiteten und auf dieser Grundlage nach dem Gesetz der Arbeitsteilung den Zellenbau eines den vervielfachten Ansprüchen genügenden diplomatischen Körpers fügten. Sie endlich sind die Vorläufer jener gefeierten selbstherrlichen

Prokonsuln Albions von der Artung eines Cromer, Curzon, Milner, Rhodes, die ihrem Vaterland ganze Weltreiche weit weniger mit dem Schwert als durch politisches Geschick erobert haben und die am Himmel des imperialistischen Zeitalters der Gegenwart als Sterne erster Klasse, als Feldmarschälle der Diplomatie mit einem Stich in das von Nietzsche gefeierte Übermenschentum und seine Herrenmoral aufstrahlten.

Vor dem Tribunal der Gegenwart

6. Moderne Organisation

Am Auslauf der klassischen Periode der diplomatischen Entwicklungsgeschichte war man zu folgender Klassifizierung der diplomatischen Amtsstellen gelangt:

1. Gesandte, Legaten, Nuntien,
2. Außerordentliche Gesandte, bevollmächtigte Minister, akkreditierte Minister,
3. Minister-Residenten,
4. Geschäftsträger, Konsuln.

Wenn diese Gruppierung, die in gewissen Grenzen noch heute gültig ist, als ein deutlicher Spiegel der Tatsache erscheint, wie man mählich mit dem Überfluß unzähliger und nichtssagender Rangunterscheidungen aufgeräumt hat, so weist sie doch nicht minder scharf auf die organisatorischen Rückständigkeiten hin, die zu beseitigen dem 19. Jahrhundert überlassen blieb. Demgemäß mutet ein Bild der heutigen Gliederung des diplomatischen Dienstes ganz anders, körperhafter und baugerechter an; als nächstliegendes Beispiel sei hier die deutsche Form näher beleuchtet*).

I. Die Zentralbehörden.

Das Auswärtige Amt untersteht als ein Glied der obersten Reichsbehörden dem Reichskanzler, der Präsident des König-

*) Vgl. Meyer-Dochow, Deutsches Verwaltungsrecht und die dem Werk beigefügten ausführlichen Literaturangaben, sowie: Laband, Deutsches Staatsrecht, Meyer-Anschütz, desgl.

lich preußischen Staatsministeriums und — der Regel nach — Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Als sein geschäftsführender Stellvertreter in diesem Bereich betätigt sich der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der, zugleich preußischer Bundesbevollmächtigter, die Befugnis hat, alle Verfügungen und Anordnungen des Kaisers gegenzuzeichnen und alle in sein Amtsgebiet fallenden, verfassungsmäßig und reichsgesetzlich dem Kanzler zugewiesenen Obliegenheiten wahrzunehmen. Diese umfassen: a) die politische Abteilung für die Fragen der höheren Politik, b) die Personalabteilung (Beamtenpersonalien und -generalien, Hofzeremoniell, Orden, Haushalt usw.), c) die Rechtsabteilung (Angelegenheiten staats-, völker- und privatrechtlicher Natur, der Staatshoheit, Polizei- und Militärgewalt, der Grenz-, Auslieferungs- und verwandter Rechtsstreitsachen, der Auslandskirchen und -schulen, Kunst- und Wissenschaftsunternehmungen usw.), d) die handelspolitische Abteilung (Angelegenheiten des Handels und Verkehrs, der fremdländischen Eisenbahnen, Post, Telegraphie, Schifffahrt, der Medizin, Quarantäne usw.).

Gleichsam die Seitenstreben der Kuppel des Auswärtigen Amts bilden die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, das heißt die Zentralbehörden für die auswärtigen Angelegenheiten der Bundesstaaten und deren gesandtschaftliche und konsularische Vertretungen. Als Flügel der Exekutive setzen sich dann diesem Bau weiterhin an:

II. Die untergeordneten Behörden,

für deren Rangklassen nach dem Handbuch für das Deutsche Reich die Unterscheidungen gelten: außerordentliche und bevollmächtigte Minister*), Berufskonsuln, Wahlkonsuln und

*) Erstere werden geschickt nach Österreich-Ungarn, Italien, Großbritannien, Frankreich, Rußland, der Türkei, Spanien, den Vereinigten Staaten und Japan, letztere zu allen übrigen Staaten, mit denen ein regelmäßiger diplomatischer Verkehr unterhalten wird;

Konsularagenten. Diese Abstufungen haben aber organisatorisch nur formelle Bedeutung; es genügt daher, hier die summarische Zweiteilung nach den obersten und den unteren Reichsbehörden im Ausland oder im zwischenstaatlichen Verkehr festzuhalten.

1. Die Gesandtschaften.

Die Ernennung des Gesandten erfolgt unmittelbar durch den Kaiser, der also in seiner Wahl völlig freie Hand hat und durch keine Rücksicht auf diplomatische Vorbildung gefesselt ist: eine Ungebundenheit, die manches Bedenkliche an sich haben mag, der aber sicherlich auch viel Vorteilhaftes eignet, wie es das Emporkommen tüchtigster Diplomaten und Staatsmänner von der Leistungsfähigkeit eines Humboldt, Schlözer und selbst Bismarcks bezeugt. Jede Gesandtschaft verfügt über einen sehr weitläufigen Stab von höheren und niederen Beamten: von Sekretären mit den Rangabstufungen des Botschaftsrates, Legationsrates und -sekretärs, ferner von Attachés, und zwar entweder bürgerlichen Anwärtern der diplomatischen Laufbahn oder kommandierten Militär- oder Marinebevollmächtigten, von Dolmetschern, Rechtsbeiständen, Sachverständigen, Kanzleibeamten, schließlich von Ärzten und Predigern. Sie alle sind Reichsbeamte und haben demgemäß ihre Tätigkeit in strenger Übereinstimmung mit den Vorschriften und Grundsätzen der leitenden Zentralbehörde zu halten, deren Verfügungsrechte in letzter Zeit eher verschärft

---

ferner werden Ministerresidenturen, die offiziell nicht als solche, sondern als Gesandtschaften angeführt werden, bei Staaten von geringerer politischer Bedeutung wie in Cettinje, Bangkok, Bogota, Caracas, Habana, Lima, La Paz, Montevideo, Port au Prince unterhalten. Die Klasse der ständigen Geschäftsträger, wie sie z. B. Frankreich in München, Luxemburg, Venezuela, Guatemala unterhält, kennt die deutsche Organisation nicht, in deren Kreis es anstelle dessen nur zwischenzeitliche Geschäftsträger zur Stellvertretung eines beurlaubten Missionschefs gibt.

als gemildert worden sind, wie beispielsweise der berüchtigte Arnimparagraph strengste Strafbestimmungen über irgendwelche irreleitende Berichterstattung schuf. Die Gesandtschaften der einzelnen Bundesstaaten im Ausland sind reine Landesbehörden und haben als solche lediglich die besonderen Interessen ihrer Regierung zu vertreten.

2. Die Konsulate.

Die konsularischen Reichsbehörden im Ausland werden entweder durch Berufskonsuln oder durch Wahlkonsuln verwaltet; die letzteren, die meist an unwichtigeren Plätzen sitzen, üben ihren Beruf als Ehrenamt aus und beziehen daher kein Gehalt, sondern nur die verwaltungsrechtlich festgesetzten Gebühren. Auch den Konsulaten werden je nach Bedarf Sachverständige zugeteilt, außerdem aber Konsularagenten, die an kleine, aber handelspolitisch bedeutsame und vom Amtssitz schwer erreichbare Orte gesandt werden, um hier als Privatbevollmächtigte des Konsuls für die Reichsinteressen ohne obrigkeitliche Befugnisse zu wirken. Dem Range nach werden Generalkonsulate, Konsulate und Vizekonsulate unterschieden; die ersteren haben häufig — so in Budapest, Sofia, Kairo, Kalkutta — durchaus diplomatischen Charakter und ihre Missionschefs führen dementsprechend in diesem Fall den Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers. Alle Konsuln sind Reichsbeamte so gut wie die Gesandten, und auch bei ihrer Ernennung hat der Kaiser — abgesehen natürlich von den Wahlkonsuln — verfassungsrechtlich ungebundene Hand: eine Freiheit, von der aber hier niemals Gebrauch gemacht wird. Denn das rein fachliche Wesen des Konsularamts bringt es von selbst mit sich, daß sich zu ihm nur solche Personen melden, die im auswärtigen Dienst sich emporarbeiten wollen und für welche daher die hierfür gültigen Vorbereitungs- und Prüfungsbestimmungen gelten.

Diese Vorschriften sind durch Regierungserlaß vom 1. Mai 1908 gründlich revidiert worden; Fürst Bülow hat bei dem Entwurf mit eisernem Besen Auskehr unter veralteten Bestimmungen gehalten und ein Programm entwickelt, das sich ebenso sehr durch Klarheit wie Sachlichkeit und modernen Geist auszeichnet. Hiernach ist der Reichskanzler befugt, jeden Anwärter in den diplomatischen Dienst aufzunehmen, gleichgültig, ob er adligen oder bürgerlichen Standes ist, und einerlei, welchem Beruf er bis dahin angehört hat. Vorbedingungen sind einzig eine „gute Vermögenslage", das Bestehen einer französisch-englischen Vorprüfung auf Sprachkenntnisse und „in der Regel" das Zeugnis über die bestandene Referendarprüfung. Der Vorbereitungsdienst dauert für die aufgenommenen Attachés, sofern sie keine juristische Vorbildung haben, fünf, für die Referendare vier und für die Assessoren ein Jahr. Die Ausbildung erfolgt durch Beschäftigung bei den verschiedenen Abteilungen der diplomatischen Zentralbehörde und den ausländischen Missionen, sowie — allerdings nur fakultativ — durch zeitweiligen Eintritt in große Banken, Handelshäuser, Handelskammern, ferner durch Besuch von Handelshochschulen und Universitätsseminarien. Nach Beendigung der Vorbereitungszeit ist der Kandidat zu einer Prüfung zuzulassen, die so hohe Anforderungen stellt, daß ein offenherziger Staatssekretär auf die Frage, ob er vertraue, sie mit „gut" zu bestehen, geantwortet haben soll: „Nein, aber ich traue mir zu, glänzend durchzufallen." Der schriftliche Teil umfaßt die Behandlung geschichtlicher, staatsrechtlicher, völkerrechtlicher, volks- und finanzwirtschaftlicher, sowie handelspolitischer Probleme und Arbeiten in französischer und englischer Sprache; der mündliche dehnt sich auf die gleichen Materien und die politische Geographie aus und verlangt außerdem einen freien kritischen Vortrag über eine Aktenstreitsache des Auswärtigen Amts. Nach dieser Feuerprobe erfolgt die Anstellung als Legations-

sekretär, in der Regel jedoch nicht sofort, sondern erst nachdem der Beförderte sich mit den Verhältnissen des Landes seiner zukünftigen Tätigkeit durch eingehende Sonderstudien genau bekannt gemacht hat. Und dann erst beginnt der langwierige Schuldrill, das Konzipieren, Registrieren und Expedieren der Chefnoten, Verbalnoten, Aide mémoires, Protokolle, das Chiffrieren und Entziffern der Depeschen, das Überwachen der Kopien und der Archive und was dergleichen Kanzleidienste mehr sind.

Es erschien unumgänglich, eine Skizze des trockenen Schemas vom Aufbau des diplomatischen Körpers zu geben; denn man kann nun einmal nicht zum Lebenskeim einer Frucht vordringen, wenn man nicht das Kerngehäuse bloßlegt und spaltet. Schon diese rein technologische Einführung in das System des diplomatischen Dienstes dürfte zu der Überzeugung führen, daß man es mit einem Mechanismus von außerordentlich feiner Zusammensetzung, klug durchdachtem und entwickeltem Aufbau, verwickelten Auswiegungs- und Bewegungsgesetzen, hohen Belastungsansprüchen und Leistungsaufgaben zu tun hat, und zugleich folgerichtig mindestens bedenklich darüber machen, ob und wieweit die unzähligen Vorwürfe, die gegen diese Maschine und ihre Führer und Wärter erhoben worden sind, vor einem billigen und auf Sachkenntnis fußenden Urteil standhalten. Das Schimpfen und Wettern gegen die Diplomatie ist ja gerade in Deutschland zur politischen Modesache geworden, und selbst der befreiende, die politische Atmosphäre reinigende Weltkriegsturm hat diesen Lärm wohl zu mäßigen, aber keineswegs stillzulegen vermocht. Im Urteil des politisierenden Durchschnittskannegießers erscheint der Diplomat nach wie vor als ein Grandseigneur mit glänzenden Lackstiefeln und verfinstertem Verstand, mit physischer Apoplexie aller Lebensorgane und metaphysischer Genialität, in jedem kritischen Augenblick stets den verkehrten Entschluß zu fassen, als ein

Ehrenmitglied jener Zunft der Toren, die „Possen mit der Zeit treiben, während die Geister der Weisen in den Wolken sitzen und ihrer spotten". Ein hochangesehener Berliner Strafrechtslehrer warf noch jüngst im selben Augenblick, da er bekennen mußte, sich in allen seinen Voraussetzungen über die Grundfragen der europäischen Politik geirrt zu haben, kurz und bündig der deutschen Diplomatie „Weltfremdheit" vor, während ihr ein Genosse von der philosophischen Fakultät eine Hauptschuld am Kriegsausbruch nachwies, da sie die politische Weltlage und die Vorgänge in den Lagern der Entente-Verschwörung nicht zu durchschauen vermocht habe. Die Weise ist bekannt und die Logik zwingend: wenn nur einmal die staatsmännische Verbohrtheit abgeschafft wäre, gäbe es keinen Krieg mehr, und die Pazifisten sähen als betrübte Gerber die Felle ihres Millenniums-Programms auf dem Strom des durch diplomatische Zauberkünste säkularisierten Friedens dahinschwimmen. Auf demselben Pegelstand solcher Bezichtigungen bewegt sich die Flut neunmalweiser Reformideen. Man zerpflückt den Feudalismus, Plutokratismus, Bureaukratismus der Diplomatie, man will sie verbürgerlichen, kommerzialisieren, demokratisieren, sozialisieren oder ganz abschaffen, weil sie angeblich zu nichts anderem diene als zur Erhaltung des alten Faust- und Raubritterrechts in modischen Verschleierungen und Verkünstelungen. „La verdad por delante, por grande que sea el error!"

Talleyrand hat die Diplomatie als „die undankbarste Kunst" bezeichnet, weil für die Öffentlichkeit gemeinhin nur die Niederlagen, nicht die Erfolge sichtbar würden, und Kiderlen-Wächter entrüstete sich:

Der Arzt, Jurist und Diplomat
Erlernt sein Fach von früh bis spat,
Doch was er lern' und schaffe —
Es weiß es besser jeder L—aie.

Doch bevor versucht wird die verwachsenen Wege zu lichten, auf denen ein Ausgleich des Gegensatzes theoretischer Reformschwärmereien und praktischer Reformbedingungen möglich ist und die zu wirklich befriedigenden Erfolgen zu führen versprechen, erscheint es unumgänglich, nochmaligen Rückblicks in die Vergangenheit den geschichtlichen Wurzeln und Entwicklungsstufen des reorganisatorischen Problems nachzuspüren.

7. Niccolo Machiavelli, der „Fürst der Staatskünstler"

Andrew White meint in seiner Grotius-Biographie, unter den Einflüssen des aus dem Prinzipe strömenden Geistes sei Europa zu einem von Menschenblut überfluteten und von unzähligen Henkergerüsten übersäten Schlachtfeld geworden. „Große Männer erstanden in diesem wirren Kampf, Staatsmänner und Märtyrer, Räuber und Schurken. Gesetzlosigkeit überall! Als internationales Evangelium herrschte die Lehre Machiavells . . . Lüge und Verrat waren die Regel, Meuchelmord mit Gift und Dolch als Ergänzung des Kriegs waren an der Tagesordnung. Katharina von Medici, Philipp II., Alba, Tilly, Wallenstein waren einfach die jene beherrschenden, Fleisch gewordenen machiavellistischen Theorien."

Ob der berühmte amerikanische Schriftsteller mit seinen moralischen Entrüstungen jemals den Mann und dessen Werke, die er so hitzig anfällt, genauer als aus dem Studium oberflächlicher Nachschlagewerke kennen gelernt hat? Alle vorurteilslosen, scharfen und sachkundigen Kritiker haben jedenfalls anders geurteilt: von dem Kirchengeschichtschreiber Sarpi angefangen, der unter den drei größten Männern, welche das Italien der Renaissance bis zum 19. Jahrhundert hervorgebracht, Machiavell an erster Stelle nennt, weil er den politischen Despotismus erkennen und hassen gelehrt habe, bis zu Fichte, dem großen Ethiker der Staatslehre, der sich auf

die Weltanschauung des genialen Florentiners mehr als einmal in Worten höchster Anerkennung beruft.

Gaspary meint in seiner Geschichte der italienischen Literatur von der Epoche des 15. Jahrhunderts: „Die Politik, im Mittelalter gegründet auf abstrakte Ideen über Moralität, Gerechtigkeit, Bestimmung des Menschen, wird jetzt, bei Machiavelli und seinen Zeitgenossen, zur Wissenschaft, abgeleitet aus der Erforschung der Realität und der Geschichte." Machiavell fühlt sich in seinen „Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio" als wissenschaftlicher Bahnbrecher „auf einem Weg, den noch niemand vor ihm betreten". Nach Quinet ist dieser neue Pfad nichts andres als „eine Staatskunst ohne Gott, ohne Vorsehung, weder heidnisch noch christlich", und Adolf Menzel schließt sich dieser Auffassung an mit dem Urteil: „Machiavelli aber hat die Staatslehre nicht bloß von der Religion getrennt — das geschah bis zu einem gewissen Grade schon im Altertum — sondern auch von der Sittenlehre. Dafür hatte er aber kein Vorbild bei den Klassikern. Selbst die römischen Autoren — Cicero an der Spitze — verbinden ethische und moralische Gesichtspunkte." Der echte, weiße Kern der Frage wird hier in täuschender Verschalung gezeigt. Da jedes vernünftige Wesen nicht Mittel zum Zweck, sondern Zwecksubjekt ist, so muß auch in den Willensäußerungen des Staats als der politischen Gemeinschaft der Menschen die sittliche Idee ständig zum Ausdruck kommen, gleichgültig, ob das Sittengesetz selbst im Spektrum der Ethik (freien Moral) oder des Rechts (Zwangsmoral) betrachtet wird. Denn jedenfalls ist der Staat Menschenwerk. Sein Wesen leitet sich nicht aus Anfang und Sein, sondern aus Werden und Sollen ab: in ihm ist fest umschriebenes Gebot geworden, was überhaupt die geistige Natur des Menschen an sittlichen Normen über sich und ihr Zusammenleben mit anderen Menschen gesetzt hat. Der Staat kann daher niemals als losgelöstes, für sich seiendes Rechtsgebilde betrachtet, sondern muß als Träger der

allgemeinen menschlichen Sittlichkeit begriffen werden, die wiederum in ihren letzten Prinzipien und Anwendungen eine solche Anerkennung von dem Verhältnis zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, ist, daß sie selbst als Religion, der Staat aber als Spiegel einer höheren Weltordnung mit Durchblicken zu den letzten und höchsten Problemen der Erhöhung und Vergöttlichung menschlichen Seins erscheint. Insofern ist das Schlagwort „Trennung von Kirche und Staat" durchaus irreführend: es kann sich niemals um eine chemische Scheidung der beiden Formen menschlicher Gesellung und Rechtsbildung, sondern nur um eine klare und anerkannte Abgrenzung der Macht und der Zuständigkeit der zwei Parteien zur Regelung ihres Zusammenlebens in harmonischem Fluß handeln. Genau dasselbe gilt aber naturgemäß vom Verhältnis des Staats zur Moral, der Politik zur Sittenlehre; und Machiavell hat nicht diesen kategorischen Imperativ zu brechen gesucht, sondern sich ihm gebeugt und auf seiner Linie den Staatsgedanken fortschrittlich zu entwickeln gestrebt.

Das zeigt sich schon darin, daß er im Gegensatz zu den Auffassungen des heute glücklich überwundenen Materialismus des 19. Jahrhunderts den Staat nicht als leblose Maschine, sondern als einen beseelten Organismus betrachtet, in dem dieselben psychischen Eigenschaften, Veranlagungen, Triebkräfte, die das Wesen des Individuums bestimmen, also sittliche Vorstellungen und religiöse Überzeugungen, maßgebend sind. Aber was ihm Plato in seiner „Republik", Aristoteles in seiner „Politik", Augustinus in seinem „Gottesstaat" übersehen zu haben scheinen, das sind die außerhalb des menschlichen Willens stehenden Naturgesetze, denen der einzelne wie die völkischen Gesamtheiten unbedingt unterworfen sind. Jene Philosophen hätten daher wohl in sehr vornehmer und idealer Weise erörtert, was gut und böse, edel und gemein wäre, aber nur theoretische, keine praktischen Grundlagen für den Staatsaufbau geschaffen. Von all solchen moralischen

Voraussetzungen will Machiavell grundsätzlich absehen und nur „die eigentlichen, natürlichen Daseinsbedingungen der größeren Körperschaften, die Republiken oder Monarchien genannt zu werden pflegen, ohne Liebe und Haß, ohne Lob oder Tadel, nicht nach dem äußeren Schein und nicht wie sie sein könnten oder nach sittlich-ideellen Normen sein sollten, sondern so, wie sie tatsächlich sind und sich entwickeln", zu bestimmen suchen.

Jede Staats- und Kirchengemeinschaft hat in ihrer ursprünglichen Gestalt nach Machiavells Anschauungen einen gesunden Kern des wahrhaft Guten und Sittlichen, den „Grundgedanken der Reinheit", und beide, das religiöse und das politische Element, sind nicht voneinander zu trennen. „Es gibt kein deutlicheres Zeichen des Verfalls eines Landes, als die Verehrung des Göttlichen mißachtet zu sehen." Eine andere Frage ist, ob sich jede Religion den vernünftigen Staatszwecken und -notwendigkeiten anpaßt. Hier macht Machiavelli dem Christentum ähnliche Vorwürfe wie Nietzsche, dem das Evangelium zu wenig heroisches Kernholz hat: „Unsere Religion erhob mehr die demütigen und beschaulichen Menschen als die tätigen." Um so schlimmer muß dieser innere Konflikt wirken, wenn sich trotz diesen Mängeln eine kirchliche Gewalt die weltliche Macht anmaßt, wie es in Italien unter der Herrschaft des Vatikans geschehen. Machiavell schleudert gegen das Papsttum heißen vaterländischen Herzens und aufwallenden Grolls den aus den damals herrschenden Verhältnissen gewiß verständlichen und geschichtlich sicherlich nicht unbegründeten Vorwurf, daß es einerseits eine zäsarische Diktatur beansprucht und tatsächlich ausgeübt, andererseits aber weder Tapferkeit, noch gebundene Kraft, noch Verdienste genug gehabt habe, um alle Fürsten Italiens zum Gehorsam zu zwingen, und so im verhängnisvollen Kreislauf schlimmer Ursachen und übler Wirkungen dazu gekommen sei, fremde Gewalthaber zum Schutz seiner Autorität

herbeizurufen: mit anderen Worten, daß es die schwere Schuld und Verantwortung für die nationale Zerrissenheit des Landes und dessen tragischen politischen Verfall auf sich geladen habe. An diesen Schluß nun knüpft er das berühmt gewordene Gesetz des Ritornar al segno! Wie alle Lebewesen, so haben auch die Staatskörper, gleichgültig ob geistlicher oder weltlicher Ordnung, eine bestimmte Lebensgrenze, die sie aber nur erreichen, wenn sie ihren Organismus nach den naturgemäßen gesundheitlichen Regeln pflegen und hegen; daher kehre die Geschichte eines Volkes notwendig zu dem aufgesteckten Zeichen zurück, wenn sie die Bahn des nach höherer Weltordnung gesetzten Zieles verlassen hat. Einen Stillstand gibt es nicht, sondern nur das Entweder — Oder: Aufstieg zur Vollkommenheit oder Abstieg zu tiefster Erniedrigung, um gereinigt, mit besserer Erkenntnis der Fortschrittsbedingungen, das Emporklimmen aufs neue zu beginnen. Auf solche Stufe des Tiefstands sieht Machiavell sein unglückliches Vaterland hinabgedrückt, und die Rettung scheint ihm nur möglich durch die Gewalt eines tüchtigen Fürsten, der mit dem Seziermesser eines rücksichtslos durchgreifenden Chirurgen alle Krankheitsherde beseitigt: durch den Absolutismus, die Tyrannis, die aber nicht als Dauer-, sondern nur als ein heilsamer Übergangszustand gefordert wird. Es gibt eine doppelte Freiheit: die negative und die positive. Die erstere ist die bürgerliche Unbeschränktheit des privaten Daseins, des Sichauslebens nach eigenem Ermessen, die in der Monarchie erfahrungsgemäß oft viel besser gewährleistet ist als in Volksherrschaften; die andere ist das bürgerliche Mitbestimmungsrecht an der Regierung, das nach Machiavell am besten die Republik schützt, in der er die überlegene, dem Ideal sich nähernde Staatsform sieht. Nichts kann somit verkehrter sein, als den Fürstenspiegel für „ein Lehrbuch der Tyrannen" auszugeben.

Auf solchem Standgrund also entwickelt dessen Verfasser seine Gedanken über die Praxis des staatsmännisch-

diplomatischen Handwerks. Er zeigt, wie der Aufbau großer Staatswesen von dem Auftreten und Wirken genialer Baumeister abhängig ist. Aber: „Wer eine Republik einrichtet und Gesetze in ihr erläßt, der muß die Menschen als schlecht voraussetzen, und daß sie immer die Bosheit ihrer Seele ihn fühlen lassen werden, so oft sie dazu ungehemmt Gelegenheit haben." Ein harter, schneidender Eiswind von trübem Pessimismus stäubt durch die Gefilde machiavellistischer Weltanschauung. Die Menschen tun nichts Gutes außer gezwungen; Ichsucht, Faulheit, Eitelkeit sind die einzigen Triebfedern, auf die man sich bei ihnen unbedingt verlassen kann. Nach dieser Einsicht müssen ihre politischen Führer handeln, wollen sie nicht selbst Genasführte sein. Alle Sentimentalität ist vom Übel, alle Mittel sind recht, sofern der gesetzte Zweck sie erfordert: selbst Verstellung, Hinterlist, Treulosigkeit, Grausamkeit. Machiavell will sie nicht heiligen, aber er verfemt sie auch nicht; seines Amtes ist nicht, zu moralisieren, sondern unbefangen zu zeigen, welche Grundsätze damals der Kitt der Staaten waren, und welche Werkzeuge angewandt wurden, um sie in Sturmesnöten vor dem Zusammenbruch zu erhalten. Der einzelne gilt nichts, wo das Wohl des Ganzen auf dem Spiel steht. Lüge mit Begeisterung, betrüge mit der Leidenschaft zum Großen, verrate mit der eisernen Stirn dessen, der das Gute durch das Schlechte zu erreichen sich stark genug fühlt! „Wo es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, darf nichts in Betracht kommen, sei es gerecht oder ungerecht, menschlich oder grausam, löblich oder schändlich; ohne jede Rücksicht müssen die Maßregeln ergriffen werden, die dem Bedrohten das Leben und mit ihm die Freiheit erhalten." So heiligt der Zweck das Mittel. Selbst ein Alexander VI. und ein Cesare Borgia sind in Machiavells Augen bewundernswerte Erscheinungen: freilich nicht als die menschlichen Bestien, die sie wirklich waren, sondern als die überindividuellen Herrenmenschen mit titanischem Machtsinn, die er geschichts-

kritisch schwachen Auges in ihnen sieht, die der Himmel in Katastrophenzeiten beruft, die mit eiserner Hand der Völker Schicksal überzeitlich schmieden, die auf kühn gefügten, zitternden Brückengängen der irr wandernden Menschheit über Abgründe und Klüfte den Weg zu ihren Ewigkeitszielen weisen, und von denen Goethes orphisches Beschwörungswort gilt:

Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du eingetreten.
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen und Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

„A name to conjure with" — hat Moore von Machiavell gesagt, und er hat recht gehabt. Der vielberedete und -befehdete Staatsmann, Geschichtschreiber und Einsiedler von San Cassiano ist ein Zauberer gewesen und hat Tausende in seinen Bann gezwungen: zum Bösen, die ihn mißverstanden oder mißverstehen wollten, zum Guten, die den Stahlquell seiner Lehre zu finden wußten, dessen Trunk noch heute ein Gesundungsmittel für politische Schwarmgeister ist oder sein sollte.

8. Bismarcks neue Wege

Die Engländer haben Bismarck stets höchlich bewundert, aber ihm — mit ganz wenigen Ausnahmen — niemals innerlich wohlgewollt, noch tieferes Verständnis für sein moralisches Wesen gehabt. Als die Nachricht von seiner Entlassung eintraf, atmete man in St. James förmlich auf, und in der City erfolgte der erwartete Börsenkurssturz nicht, weil die Freude über den Fall des gewaltigen Mannes die Besorgnisse über die möglichen politischen Fernwirkungen des überraschenden Ereignisses weit überwog. Der eiserne Kanzler hatte eben, wie kein anderer Staatsmann vor ihm, die Matt-

stellung der überlieferten Politik Englands verstanden, bald hier, bald dort das Feuer der Zwietracht unter den europäisch-festländischen Nationen anzufachen, darauf Koalitionen über Koalitionen gegen den Hauptfeind zu schließen und endlich, wenn dieser in der Klemme saß, und alle ihre Kräfte in blutigen Kriegen gegenseitig zerrieben hatten, die Vorteile der Lage einzuheimsen und an den entzündeten Gluten die Hände der Selbstsucht sich zu wärmen. Auch hier erwies sich die Wahrheit des Wortes, daß die Menge am freisten Atem holt, wenn sie fühlt, wie sie etwas Bedeutendes losgeworden, woraus sich von selbst das Streben ergibt, dieses Überragend-Große nach Möglichkeit kritisch auf die Gesichtslinie der eigenen herdenmäßigen Weltanschauung zu senken. Selbst in großen britischen Nachschlagewerken finden sich dementsprechend Anmerkungen von der Art, daß „die Politik Bismarcks ebenso zynisch gewesen sei wie diejenige Machiavellis"; als Beweis dessen wird dann regelmäßig auf die „Reptilpresse", den russischen Rückversicherungsvertrag und ähnliche Dinge hingewiesen.

Aber: der Schatten ist nicht der Mann — sieh nach der Sonne! Wenn der Vergleich mit Machiavell schon lendenlahm ist, insofern der florentinische Staatsmann nichts weniger als ein roher Zyniker war, so beschränkt sich tatsächlich die Ähnlichkeit zwischen ihm und Bismarck darauf, daß beide auf dem Mauergrund eines gesunden Realismus stehen, ohne den nun einmal keine vernünftige und fruchtbare Politik möglich ist, und niemals vom Granitboden des eisernen Grundgesetzes aller diplomatischen Arbeit sich entfernten, das Spinoza in der Mahnung formuliert hat: „jedes Ding habe nur so viel Wirklichkeit, als es Macht besitze". Die ethische und kulturmoralische Überlegenheit Bismarcks über den italienischen Vorläufer offenbart sich aber vor allem darin, daß er es verstanden hat, gleichsam in den Baum dieses Realismus das Reis des deutschen Idealismus einzusetzen, so zwar, daß die Trieb-

kraft von Wurzel, Stamm und Geäst nicht gestört und zugleich eine Ernte veredelter Früchte möglich wurde: alles das mit der selbstverständlichen Einschränkung, die sich daraus bedingt, daß gerade im politischen Raum die Dinge des Wirklichen und des Ideellen, die Schwerkräfte des Irdisch-Materiellen und das Fluidum geistig-teleologischer Zukunftshoffnungen sich am härtesten stoßen.

Soll der Verlauf der moralischen Goldader im Felsgestein der Politik Bismarcks bestimmt werden, so bietet sich als die natürliche Ansatzstelle das Gesetz Sallusts, das einer Dominante gleich in allen Fugen seiner Erörterungen über die Probleme der völkischen und nationalen Lebens- und Gesellungsprinzipien durchklingt: „Die Staaten können nur durch diejenigen Kräfte erhalten werden, denen sie ihr Entstehen verdanken." Mit anderen Worten: die vornehme Aufgabe gerade der mächtigen, ichbewußten, auf scharfes Schwert und breiten Schild sich stützenden Nationen ist es, der anderen minder kräftigen Nationen Eigenkräfte zu schützen, die den natürlichen und geschichtlichen Quellgrund ihres Wachstums bilden. Deutsche Weltmacht kann nur bestehen kraft der Offenbarung, daß wir den Schwächeren in der Völkerfamilie etwas zu bringen haben, was ihnen selbst ein Pfand des Aufstiegs zu den Höhen eigener Machtvervollkommnung ist: Freiheit der Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Schöpferkraft, Schutz gegen solche Herren und falsche Volksbeglücker, welche die ganze Menschheit in die Generalschablone irgendeines vorgefaßten Kulturdogmas einpressen möchten. Der Beruf Deutschlands aber, allenthalben der Schutzherr individueller Selbstbestimmungsrechte zu sein, fordert naturgemäß ein starkes Maß der Selbstbeschränkung in der Anwendung der eigenen Machtmittel. Das gilt zunächst für den verantwortlichen Staatsmann persönlich, und im Bewußtsein dessen hat Bismarck 1871, nach dem berühmten Aufruf von Versailles, das Wort bescheidener Heldengröße gesprochen: „Man soll dem Vater-

land nicht seine eigenen Neigungen und Wünsche aufdrängen." In anderer Prägung: weit entfernt von Napoleonischer Art, das Ich zum Mittelpunkt der Bewegung des politischen Weltalls zu machen, soll der pflichtbewußte Staatsmann selbst solche Machtideen und -hoffnungen, für deren Verwirklichung der natürliche Zeitpunkt durch irgendwelche diplomatische oder militärische Verhältnisse oder Erfolge gegeben zu sein scheint, genauestens dahin prüfen, ob sie den wirklichen, dauernden und wohlverstandenen Lebensinteressen und organischen Entwicklungsbedingungen der Nation entsprechen. Wie getreu der Kanzler diesem Gebot gemäß gehandelt hat, dessen ist das glänzendste Zeugnis sein bekannter Konflikt mit dem Kaiser nach Königgrätz, als er die äußerste Maßhaltung in den Siegesforderungen gegen Österreich durchzudrücken seinen ganzen persönlichen Kredit aufs Spiel setzte. Nicht minder gilt aber jene Enthaltsamkeitsnorm für die Regelung der wechselseitigen nationalen Beziehungen. In diesem Sinn verurteilt Bismarck jeden Vorbeugungskrieg als ein unsittliches Vorgehen auf jeden Fall und erklärt: nichts widerspreche den vernünftigen Bedingungen und Zielen deutscher Reichsmachtwerdung so sehr, als wenn sich die auswärtige Politik aus dem bloßen Bedürfnis, überall dabei zu sein oder um innerer Schwierigkeiten Herr zu werden, auf mehr oder minder gewagte abenteuerliche Unternehmungen einlassen wollte, die in den realen Daseinsgründen des neu begründeten Staatswesens keine ausreichende Stütze fänden, sondern mehr dem Triebquell entsprängen, der Eitelkeit der Nation oder der Herrschsucht der Regierenden zu schmeicheln; ein solches Wirtschaften aufs Prestige hin sei nicht deutsche, sondern französische Art. Umgekehrt soll sich vielmehr das Wachstum der nationalen Macht mit ständig gesteigerter Bewährung von Duldsamkeit, Freundwilligkeit, Edelmut, Verantwortungsgefühl verbinden; deutlich klingen solche Mahnungen an die Forderung Edmond Rostands in dessen Auseinandersetzungen

über den „Imperialismus der Idee" an: C'est au moment qu'on veut redoubler de force qu'il faut redoubler de grâce.

Der Begründer des Deutschen Reiches hat aber nicht etwa nur in der Theorie solche Gesetze einer sittlich geläuterten und gehobenen Politik aufgestellt, sondern sie auch in der Wirklichkeit verlebendigt; der leuchtende Beweis dessen ist sein Meisterwerk, der Dreibund. Dessen Wesen und Entwicklungsprinzipien lassen sich nach den Reden und hinterlassenen Schriften des Schöpfers selbst auf drei Grundgesetze zurückführen. Das eine ist die Norm der Einschränkung, der vorsichtigen Begrenzung des Aktionskreises und der Verbindlichkeiten. Der Bund soll keine „Erwerbsgesellschaft" sein, sondern ausschließlich dem Schutz des Gebietsbestandes der Vertragschließenden und ihrer Interessen innerhalb der Umgrenzung europäischer Machtfragen dienen. Das zweite unmittelbar daraus fließende Gesetz ist das Prinzip der Bewegungsfreiheit, der Anpassung und der komplementären Bildungen. Die enge, klar bestimmte Umgrenzung des Tätigkeitsfeldes des Bundes gewährt dessen Mitgliedern freie Hand zur Regelung aller Machtfragen, die nicht unter die Zuständigkeit des Vertrages fallen, nach eigenem Ermessen. Keiner der Verbündeten soll ein Diener des anderen sein, jeder hat nach den Grundsätzen der Arbeitsteilung und der Differenzierung der Arbeitsmethoden sein eigenes, selbständig zu bestellendes und fruchtbar zu machendes Arbeitsfeld, dessen Kraftsteigerung mittelbar den anderen zugute kommt. Jedem der Vertragschließenden ist damit zugleich die vollkommene Freiheit gewährleistet, zur günstigen Regelung derjenigen Streitfragen, die nicht unter die Bundesbestimmung fallen, Vereinbarungen mit anderen Mächten zu treffen, und solche Maßnahmen werden nicht als Unterhöhlungen des Bundesgedankens, sondern im Gegenteil als Erfüllung seiner Ziele angesehen; bekannt ist beispielsweise, daß Bismarck Italien die besondere Aufgabe zumaß, auf Grund seiner dominierenden

Stellung im Mittelmeer, das zugleich ein Brennpunkt der britischen Seemachtinteressen ist, der Vermittler schiedlich-friedlichen Vertragens zwischen Deutschland und England zu sein. Damit ist die dritte Forderung bereits gegeben und deutlich gemacht. Sie heißt: Dreibundpolitik ist Ausgleichs- und Entspannungspolitik. Nicht ein starrer Mächteblock, der vermöge seines bedrohlichen Übergewichts und seiner Interessen-einseitigkeit zur Begründung eines Gegenbundes — wie es freilich in der Epigonenzeit dennoch geschehen ist — und methodischer Überreizung der Reibungsflächen führen mußte, sondern ein körperschaftliches Gefüge sollte erstehen und sich fortbilden, das immer mehr größere und kleinere Mächte seinen Lebensgesetzen anähnelte und so den Dreibundturm zum Mittelpunkt einer „Organisierung Europas", also zum Wirklichkeitsgestalter jenes großen politischen Ideals machte, als dessen geistiger Vater Goluchowski*) anzusehen ist. So aber hat schließlich Bismarck auch das Gleichgewichts-problem, das in der Entwicklungsgeschichte der diplomatischen Praxis eine so bedeutsame Rolle spielt, auf eine Gleichung höherer Ordnung gebracht. In der Physik unterscheidet man bekanntlich ein stabiles und ein labiles Gleichgewicht. Dieses beruht auf einer zeitweiligen Bindung von Bewegungskräften derart, daß sie in jederzeit durch äußerliche Einflüsse umzustoßender Kipplage sich befinden, jene ist abhängig von einer Anordnungskraft, die durch ihre Selbstsicherheit, ihr Gewicht und ihre potentielle Überlegenheit die Kräfte um sich her in eine dauernde harmonische Ruhelage zwingt. Bei der Bündnis-Machtpolitik der Zeit der Heiligen Allianz wurden die freund-

*) Der sich über die „verblendete und törichte Alte Welt" ereiferte, die, statt sich in Gemeinbürgerschaft den Gefahren entgegenzustellen, die vom Osten her durch den Andrang der erwachten asiatischen Rassen, vom Westen her durch das erdrückende wirtschaftliche Übergewicht des mit unermeßlichen natürlichen Reichtümern auftrumpfenden Amerikanismus drohten, nach wie vor ihre eigenbrödlerische Kirchtumspolitik alten Stils fortsetzte.

schaftlichen Beziehungen der Großmächte nicht nach den Maßstäben entwicklungsgeschichtlicher, politischer, wirtschaftlicher und kultureller Daseinsgrundgesetze, sondern lediglich nach den Nützlichkeiten diplomatischer Gelegenheits- und Geschäftsmache bestimmt, also ein ausgesprochenes Labilitätsgleichgewicht hergestellt, während der Dreibund das erste weithin aufragende und leuchtende Beispiel eines stabilen europäischen Gleichgewichts war, dessen Sonne freilich, ehe sie den Zenith erreichen konnte, nur zu bald durch die Eduardsche Entente-Politik, einen übelsten Sündenrückfall in das alte System, verdunkelt wurde.

Ist insoweit dem großen Kanzler der Ruhm nicht abzustreiten, daß er bahnbrechend der Diplomatie neue Wege und höhere Ziele auf der Asymptote der Moralisierung der Politik gewiesen hat, so kann auf der anderen Seite nicht verkannt werden, daß auch er, als ein Kind seiner Zeit und ein Gefäß der Überlieferungen, in deren Dunstkreis er aufgewachsen, taktisch vielfach auf kurvischen Linien vorgegangen ist, welche die Gerade seiner ideellen Grundsätze in merkwürdiger Winkelbildung schneiden. Das Wesen dieses Gegensatzes soll an einigen Beispielen klarzustellen versucht werden.

Als nach 1870 Österreich-Ungarn im Gewirr der Balkanstreitigkeiten mählich Bosnien so umgarnt hatte, daß es als seine sichere Beute gelten mußte, zerbrach man sich in der Consulta den Kopf, wie man für diese Gebietserweiterung der Nachbarmonarchie eine Entschädigung verlangen sollte; die Irredentisten ließen sich natürlich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, das Hetzfeuer der unerlösten Provinzen zu hellen Flammen anzublasen und zu verlangen, daß Italien nunmehr seine alten Rechte, wenn nötig mit dem Schwert in der Hand, energisch geltend mache. Tatsächlich hatte der Besuch, den Crispi Bismarck 1877 in Gastein abstattete, den Hauptzweck, um dieses Zieles willen Deutschland von Österreich abzuziehen und es zur Vertretung der italienischen An-

sprüche geneigt zu machen. Und zwar winkte der römische Staatsmann nach seinen eigenen hinterlassenen Denkwürdigkeiten*) mit dem Zaunpfahl:

„Ich verstehe und achte Ihre Haltung gegen den Wiener Hof. Gestatten Sie jedoch die Bemerkung, daß die deutsche Einheit noch nicht beendet ist. Von 1866 bis 1870 haben Sie Wunder verrichtet, aber Sie haben außerhalb Deutschlands viele Völkerschaften, die Sie früher oder später an sich ziehen werden. Österreichisches Land mißfällt Ihnen nicht. Sie kommen jedes Jahr hierher, und Gastein, das die wahre Grenze Deutschlands in den Alpen bezeichnet, hat für mich eine Bedeutung: es mag eine Verkündigung sein.

Aber Bismarck wies den Versucher zurück: „Lassen wir das. Ich mag nichts berühren, was dem Grafen Andrássy mißfallen könnte, denn ich bin gewillt, ihn mir als Freund zu erhalten." Ein stark verändertes Gesicht zeigte zehn Jahre später des Fürsten Haltung, als es sich um die Erneuerung des im Mai 1882 auf fünf Jahre geschlossenen Dreibunds handelte. Hierbei mußte sich Wien zu dem — wie es sich gegenwärtig besonders scharf zeigt — überaus mißlichen Zugeständnis verstehen, daß es die Aufwiegungsansprüche Italiens auf dem Balkan anerkannte, falls Österreich-Ungarn dort weitere Erwerbungen gelingen sollten, und zwar war es diesmal Berlin, das die Forderung Italiens mittelbar unterstützte in der kaum verhehlten Absicht, dem Vordrängen der Doppelmonarchie gegen den Hämus einen Hemmschuh anzulegen und so gute Freundschaft mit Rußland zu halten.

Diese wurde denn auch alsbald durch den berühmt-berüchtigten deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag besiegelt. Bismarck fürchtete schon damals einen Zweifrontenkampf gegen das rachelüsterne Frankreich und den östlichen Staatskoloß. Durch Österreich-Ungarn allein aber fühlte er sich nicht genügend im Rücken gedeckt. Auf der anderen Seite traute man in Petersburg, nachdem 1887 das alte Drei-

*) Herausgegeben unter dem Titel: Questioni Internationali von T. Palamenghi-Crispi.

kaiserbündnis erloschen war, Wien nicht mehr recht, zumal, wie sich der Kanzler in seiner späteren Rechtfertigung des geheimgehaltenen Abkommens ausdrückte, „Graf Andrássy in Ungarn allerhand wilde Reden gehalten, durch die man in Rußland bedenklich geworden. Infolgedessen zog man es in Petersburg vor, die Friedensversicherung lieber mit Deutschland allein abzuschließen ... Es war dies der vielerwähnte zweite Strang auf dem deutschen Bogen. Er brachte Deutschland in die Lage, nach der österreichischen wie nach der russischen Seite hin Deckung in Gestalt einer Zwickmühle zu haben, die es beliebig und ganz nach seinem Bedürfnis nach der einen oder anderen Seite hin auf- oder zuziehen konnte und die außerdem vollständige Sicherheit Frankreich gegenüber gewährte." Auf Grund dieser Erklärungen glaubte Bismarck nachgewiesen zu haben, daß der Vertrag keineswegs ein „Pudendum", ja daß seine Veröffentlichung sogar für Deutschland wünschenswert gewesen wäre, während ihm umgekehrt darob in Wien Hinterlist, Falschheit, Treulosigkeit vorgeworfen wurde. Die Anklagen sind zweifellos übertrieben; war es doch Österreich selbst gewesen, das, allerdings mit weniger Glück, das Vorbild für ein solches Doppelspiel geschaffen hatte. In Petersburg vertraten Gortschakoff und vor allem sein Adlatus am Goldenen Horn, General Ignatieff, die Ansicht, Rußland sei jedesmal übers Ohr gehauen worden, wenn es sich mit Berlin und Wien gemeinsam über Balkanfragen geeinigt habe; daher sei es geraten, mit Österreich allein zu verhandeln, das in seinem noch nicht ganz erloschenen Preußenhaß bereitwillig auf das Anerbieten unter Rückkehr zu den Überlieferungen Maria Theresias einging. In der Tat kam ein Sonderabkommen zwischen beiden Mächten zustande, das aber eine Totgeburt schon deshalb war, weil Rußland sich dadurch vollständig, ebensowohl Deutschland wie seinen späteren Entente-Freunden gegenüber, isolierte, und weil der zarische Kanzler und der Botschafter in Konstantinopel es

auf ganz entgegengesetzter taktischer Grundlage, jener als Türkenfeind, dieser als Türkenfreund, zu verdichten strebten*). Immerhin bleibt es unverkennbar, daß die Parade Bismarcks nicht gerade ein Spiegel politischer Tugendhaftigkeit war, und zwar wegen der mittelbaren Zündwirkungen solcher politischen Doppelstromleitungen, über die sich der welterfahrene Kanzler sicherlich am wenigsten unklar sein konnte. Denn der Rückversicherungsvertrag verpflichtete Deutschland zur wohlwollenden Neutralität im Fall eines Angriffs Österreich-Ungarns gegen Rußland, woran man natürlich in Wien nicht dachte; wohl aber hatte man dadurch an der Newa freie Hand, mit den Mitteln der allslawischen Hetze ringsum Brand an die östlichen Vorwerke der Doppelmonarchie zu legen und sie durch ständiges Drangsalieren und Blutabzapfen zum Krieg zu drängen, was denn auch bekanntlich in ausgiebigster Weise bis zur Entladung der überreizten Spannungen in der gegenwärtigen Weltkriegskatastrophe geschehen ist. Und mehr noch. Um sich „von niemand das Leitseil um den Hals werfen zu lassen und sich nicht mit Rußland zu brouillieren", ging Bismarck einen Schritt weiter und hätschelte die Idee, Petersburg entsprechend den großrussisch-imperalistischen Träumen von der Wiederaufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia den Weg nach dem Bosporus freizumachen. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen" spricht er sich eingehend hierfür mit den Worten aus:

„Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und dasselbe zu verteidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Österreich als Hetzland gegen russische Bosporusgelüste ausgebeutet zu werden, sondern

*) Diese Gegensätzlichkeit ging so weit, daß die Paraphierung des Abkommens unter ehrenwörtlicher Versicherung des russischen Botschafters an der Hofburg, Rowikoff, geschah, General Ignatieff werde der Akt geheim gehalten werden!!

abwarten können, ob Österreich angegriffen wird und damit der casus belli eintritt ... Auch für die österreichische Politik wäre es richtiger, sich den Wirkungen des russischen Chauvinismus so lange zu entziehen, bis Rußland eine Position am Bosporus eingenommen und dadurch seine Friktionen mit den Mittelmeerstaaten, also mit England und selbst mit Italien und Frankreich, erheblich verschärft und sein Bedürfnis, sich mit Österreich à l'aimable zu verständigen, gesteigert hätte ... Die Beteiligung Österreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständnis mit Rußland erfolgen und der österreichische Anteil um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermutigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen."

Der dies schrieb, ist aber andererseits doch wieder derselbe Staatsmann, der in den Falten seiner Toga mannigfache Gedanken und Mittel barg, um trotz seiner scheinbaren Russenfreundschaft Minen zur Unterhöhlung des zarischen Reichs zu legen. Kongreßpolen schien ihm, verselbständigt, ein nützlicher Pufferstaat werden zu können; Crispi überliefert die Bemerkung Bismarcks: „Wenn man den Polen nur ein wenig hülfe, sich zu erholen, könnten sie ihr Joch abschütteln und einen selbständigen Staat bilden." Der Bericht des Zeit- und Amtsgenossen erscheint um so glaubhafter angesichts der Stellungnahme des Kanzlers zur ukrainischen Frage, die heute wieder so scharf in den Vordergrund des östlichen Machtproblems tritt: als in den achtziger Jahren die jung- oder nationalruthenische Flutung anschwoll und deren Führer offen für den Anschluß der Ukraine an Österreich-Ungarn eintraten, empfahl Bismarck unumwunden die Neuaufrichtung eines „Rusj-Fürstentums" mit Kiew, der Wiege und einst gebietenden Hauptstadt des russischen Staats, als Mittelpunkt, predigte freilich für einen Potocki und Pininski, die in ihrem Deutschenhaß mit den Altruthenen, den Herzensfreunden der verbissenen „echtrussischen Leute", zu paktieren vorzogen, tauben Ohren.

Der Spiegel dieser wenigen Erinnerungen läßt deutlich genug die Tatsache ins Licht treten, wieviel Schlacken machia-

vellistischer Politik — im wohlverstandenen Sinn — dem Erzguß Bismarckscher Diplomatie anhaften. Es ist, als ob der Kanzler fortwährend seinen Weg vorwärts auf einem schwindelnden, zerrissenen Steg von der Art suchte, wie sie Goethe in Tasso schildert:

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste.

Die Bundestreue wird ehrlich und unweigerlich gehalten, wird gefeiert und geheiligt, und doch der Bundesgenosse in geheime Fesseln gebunden, die ihm vielleicht, aber nicht unbedingt, und jedenfalls nicht nach eigenen Wünschen, zu seinem Nutz und Frommen die Bewegungsfreiheit hemmen. Rußlands Machtbegier werden Wege gewiesen, deren Betretung offensichtlich auf nichts anderes hinauslaufen würde, als das Schwergewicht des Reichs und seine Achsendrehung nach einem Pol zu verlagern, der seinen entwicklungsgeschichtlichen Daseinsgründen und Lebensbedingungen völlig widerspricht und dessen Beschlagnahme daher auf die Dauer nur zersetzend, nicht förderlich wirken könnte. Gleichzeitig wird daran gedacht, dem russischen Staatskörper die polnischen und ukrainischen Arme zu amputieren, und der mit solchen chirurgischen Gewaltmaßregeln bedrohte Freund doch wieder gleichsam als Kettenhund vor den habsburgischen Hof gelegt. Bei der Behandlung des österreichisch-italienischen Problems wiederum scheint es fast, als ob Bismarck es mit Giordano Bruno „für eine tiefe Magie" gehalten habe, „das Entgegengesetzte hervorzulocken, nachdem man den Punkt der Vereinigung gefunden". Umgekehrt war es Österreichs in Berlin wohlwollend angesehene Taktik, Petersburg nach Möglichkeit in die östliche Balkansackgasse hineinzulocken und ihm hier die Gefahren eines Krieges zuzuwälzen, während es selbst, Gewehr bei Fuß, die Trümpfe im westlichen Hämus

auf Kosten Rußlands, dem freundschaftlich die alle möglichen Sonderabkommen anbietende Hand gedrückt wurde, sich zu sichern strebte. Kurz, es wurde das wahrhafte Musterbeispiel eines verzwickten marché de dupes als Spiegel der Wahrheit geschaffen, daß verschiedene sich kreuzende politische Systeme immer noch weit gefährlicher wirken als das schlechteste einfache, aber geradlinig durchgeführte.

In der Meisterung der internationalen Machtfragen durch Bismarck schimmert so immer wieder die aleatorisch-spekulative Praxis der früheren legitimistischen Kabinettsdiplomatie durch. Im Gegensatz zu den von ihm festgelegten allgemeinen programmatischen Richtlinien scheute sich der Kanzler im einzelnen konkreten Bedarfsfall nicht, über die Lose der Nationen ohne ängstliche Rücksicht auf ihre geschichtlichen Entwicklungsgesetze nach den Regeln eines findigen Schach- und Mattspiels zu verfügen, daß ihre Figuren lediglich auf die Gewinnstellung des Schachmeisters hin in den schwarzen und weißen Feldern hin und her rückt. Und doch ist Bismarck — niemand, der seinem Leben und seiner Schöpferarbeit tieferen Verständnisess und ernster Wahrheitsforschung näher tritt, kann das bestreiten — ein Mann von innerlich abgeklärtem, harmonischem Guß mit idealistischem Stahlkern, ein wahrhaft aristokratischer Held des Geistes und des Herzens, in dem der stolze Machtwille streng den Pflichtgesetzen unterworfen ist. Eben die untergründige Doppelnatur dieses Machtwillens erklärt, ja bedingt das zwieträchtige Wesen, die Doppelseele seines Wirkens; gemäß dem Wahrwort Treitschkes, daß die Größe des historischen Helden in Verbindung von Seelenkräften besteht, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen.

„Die Macht ist böse an sich." Das Wort stammt von Schlosser. Hätte es unbedingte Wahrheitsgeltung, so wäre es schlimm um die Menschheit, ja um die ganze Schöpfung und ihre Zukunft bestellt. Denn in jedem Lebewesen steckt

unveräußerlich der Drang zur Ich- und Machtentfaltung, mit deren Auftrieb sich also ständig die Gewalt des Bösen steigern müßte. Aber dagegen sprechen nicht nur die praktischen Erfahrungen der Weltgeschichte, sondern auch alle erkenntnistheoretischen Schlüssigkeiten der Weltbetrachtung. Das Böse ist nur ein Teil der weltbewegenden Seelenkräfte, und es selbst muß sogar — Mephisto bekennt es bitteren Spotts — helfen, das Gute zu schaffen. Es ist der Naturtrieb der Vergewaltigung des Schwächeren, der Ausbeutung, der Knechtung, der Vernichtung, der jedoch durch das zehrende Gift des nichts als verneinenden Wesens sich selbst lähmt und erstickt. Die Macht ist gut an sich: könnte man mit demselben Recht sagen. Denn sie ist der Wille zum Schutz des Schwächeren, zu geregelter Über- und Unterordnung, zur Rechts- und Gesetzesbildung, zum Licht alles Großen, Erhabenen, Gottnahen, zur Sichtbarmachung und Aufrichtung der Herrscherrechte des körperlich, geistig, sittlich Tüchtigen, des Heldenhaften, des Genialen. Sie ist der Jungbrunnen der Menschheit, dessen eisenhaltige Quellen die Erlabten zu großen Taten über die Linie des Alltäglichen hinaus befähigen; nur in Menschen und Völkern von Machtsinn werden höhere Bedürfnisse, vornehme Ideale wach und stark, und nur durch sie werden deren Sittengesetze Gemeingut aller, Segensströme der Welt.

Aber die Gegenläufigkeit der Instinkte des Zwitters Macht bleibt bestehen; wer ihr dient, muß zwischen ihren Mühlsteinen den Flamberg schärfen, ohne ihn vor Scharten bewahren zu können. In der Politik wachsen, wie im Paradies, die Äpfel der Versuchung, des Guten und des Bösen, an eines Stammes Gezweig, und wer hier Früchte genießen will, muß in beide herzhaft hineinbeißen. Moralisten sind stets nicht nur die unglücklichsten, sondern auch die gefährlichsten Politiker, weil es in der staatsmännischen Kunst nicht anders geht wie nach Madame Riccobini in der Liebe: Güte erzeugt Undankbarkeit, Vertrauensseligkeit Verrat, Zartheit Tyrannei. Das tragische Los, immer

durch schwere Kontraste sich hindurchringen zu müssen, wo das Licht mit tiefster Finsternis kämpft, wo die Not die Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsverräter gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten am Schopfe ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Nacken sitzt, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt keinem großen Diplomaten erspart. Die tiefinnerlichen Gegensätze des politischen Seins und Handelns sind eben letzten Endes nichts anderes als die äußeren Exponenten des ewigen Gegensatzes der materiellen und der moralischen Welt und müssen folglich im Temperament, im natürlichen und seelischen Gesamthabitus des Menschen, der nicht fragend und philosophierend an ihrem Strom sitzt, sondern ihm kühner Tat seine Brust bietet, sich auswirken.

Nur auf solcher kritischen Doppellinie kann ein gerechtes Urteil über Staatsmänner von der epochemachenden Bedeutung eines Bismarck gefällt werden, der, in schärfstem Gegensatz zu dem hexametrischen Zerrbild Frenßens, keineswegs ein rachsüchtiger und eitler politischer Geschäftemacher, sondern einer der ganz großen und auserlesenen nationalen Genien war, die in der Esse der eigenen Lebenskämpfe zugleich das Schicksal ihres Volks neu schmieden: der auf der Letzlinger Heide mit wilden anarchistischen Gedanken sich herumschlug und wider die himmlische Führung prometheische Anklagen schleuderte und sich dann aus diesem seelischen Chaos heraus zu innerer reinerer Abklärung des Gottvertrauens und der Lebenszielsicherheit emporarbeitete. Die neuen Pfade, auf welchen er die Diplomatie vorwärts wies, waren und sollten keine geschlagene Laufbahn zu Vollkommenheitszielen sein, sondern waren Ansätze zu einer Problemlösung, die sich klug in den Grenzen des zunächst Erreichbaren hielten und im übrigen deutlich zeigten, wie unendlich tief und verwickelt die Reformfragen und -aufgaben der Zukunft bleiben. Indessen ist hierüber später zu sprechen; an dieser

Stelle ist nur noch ein Blick auf die Leistungen Bismarcks auf dem Gebiet organisatorischer Entwicklung des diplomatischen Körpers zu werfen.

Treitschke meint in seiner „Politik", die politische Rechtschaffenheit sei bei uns viel besser gesichert als in einer parlamentarischen Staatsverfassung; es gäbe keinen Staat in Europa, wo die Kontrolle der Verwaltung durch das Parlament eine so ernste und ehrliche sei wie in Deutschland. Bismarck wußte wohl zu schätzen, welchen Wert es hat, stets mit der Rückendeckung der Aufrichtigkeit und voller Beherrschung der Lage vor der Volksvertretung für seine Politik sich verantworten zu können, und diese Erkenntnis, seine gerade Natur, sein ichbewußter Herrenstolz des Tatenmenschen und sein Sinn für monarchische Zucht bestimmten seine Steuerung des Ruders im Auswärtigen Amt nach drei Hauptlinien hin: Zentralisation, offenes Spiel mit der „Karte der Wahrheit" im Gegensatz zu den Finessen der alten Diplomatie, strenge Auswahl der Hilfskräfte derart, daß sie in sein System sich harmonisch einpaßten, sozusagen einen Teil seiner eigenen Persönlichkeit bildeten. Manche der altkonservativen Geheimräte, die in ihren Kabinetts selbstherrlich walteten, waren zu Tode erschrocken, als der „Deichhauptmann" kam und ihnen nicht nur ihre Verfügungsfreiheit beschnitt, sondern ihnen auch „Dilettanten" vor die Nase setzte, die nach ihrer Meinung sehr bald das Schiff des diplomatischen Dienstes, ja die ganze Reichsfregatte jämmerlich auf den Strand auflaufen lassen würden. Der Kanzler wählte eben die Leute, denen er sein Vertrauen schenkte, lediglich nach ihrem Charakter und ihren Leistungsfähigkeiten, nicht nach ersessenen Verdiensten oder nach Rang und Herkunft; „die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten". Bewerber aus den Offizierskreisen fanden bei ihm Bevorzugung, insofern er die ihnen in Fleisch und Blut übergegangene militärische Zucht hochachtete, Nichtpreußen, weil er

durch Vertreter aus Bundesstaaten den Reichseinheitsgedanken zu stärken hoffte, und weil er die spitze kritische Zunge des Durchschnittspreußen als undiplomatischen Charakterfehler betrachtete. Auf Äußerlichkeiten legte er gar keinen Wert, wie es insbesondere seine Wertschätzung Kurt v. Schlözers beweist, des Orientalisten, „dessen Erscheinung die des Gelehrten, dessen Kleidung salopp und dessen Wohnungseinrichtung geradezu spartanisch war". Selbst Sprachkenntnisse waren für ihn an sich noch keineswegs ein Zeugnis diplomatischer Befähigung; er wußte wohl, daß solche Zungengeläufigkeit sehr oft nichts ist als die geistige Einkleidung des Oberkellnergenies und daß sie mancherlei Gefahren von der Art in sich birgt, die Metternich gekennzeichnet hat, wenn er über Friedrich Wilhelm IV. und seine Zirkel spottete: „Il y a là un enivrement mutuel qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres." Auch das Bestehen von Staatsprüfungen galt bei ihm keineswegs als untrügliches Merkmal diplomatischer Befähigung; Frau Fama berichtet von dem entrüsteten Ausruf eines Bureaukraten: „Der Fürst hält jeden für ein Genie, der durchs Examen gefallen ist und ein Vermögen durchgebracht hat." Der Gesandte war ihm nur das Gefäß, „das, durch die Instruktionen seines Souräns gefüllt, erst den vollen Wert bekommt". Den Bevollmächtigten wurde der Spielraum selbständigen Handelns möglichst beschränkt, ohne daß sie deshalb auf die Stufe von Marionetten herabgesunken wären, ihrem Geschick vielmehr freieste Betätigung bei der Art der Übermittlung, Entgegennahme, Ausführung bestimmter Aufträge gelassen, im übrigen der Hauptwert auf durchaus wahrheitsgetreue, knappe, klare Berichte gelegt, deren Fäden dann in Berlin zum Teppich einer Politik einheitlichen Stils zu verknüpfen waren. Die wichtigste, gleichwohl aber am wenigsten anerkannte Reformleistung Bismarcks liegt auf dem Gebiet inniger Verwebung des diplomatischen Dienstes mit den

großen wirtschaftspolitischen Aufgaben des neugeeinten Deutschen Reichs. Der Kanzler verlangte von jedem, den er auf irgendeinen wichtigen Auslandsposten stellte, gründliches und gewissenhaftes Studium der handels-, verkehrs- und finanzpolitischen Verhältnisse des Landes seiner Amtstätigkeit; bahnbrechend ging er zugleich in der Richtung vor, daß er bewährte Konsuln als vortragende Räte in das Auswärtige Amt, dessen handelspolitische Abteilung erweitert und modernisiert wurde, zog und sie dann später als Generalkonsuln oder außerordentliche Gesandte weiter verwandte.

Es kann nicht verkannt werden, daß das Machtbewußtsein sich bei dem alternden Fürsten in einer Überreizung auszuwirken begann, durch welche sich das Gute seiner straffen Zügelung des diplomatischen Dienstes manchmal ins Üble rein mechanischen Drills verwandelte und die den Lenker des ganzen Apparats auf Grund seiner unvergleichlichen Erfahrung in der Weltpolitik und des intuitiven Scharfblicks für deren Problemwurzeln überhaupt kaum noch einer Beratung, einer Zustimmung oder Gegenmeinung Gehör schenken ließ. Aber solche und andere Schwächen können nicht das Licht der Tatsache verdunkeln, daß Bismarck ein Meister der diplomatischen Kunst war, wie die Welt keinen größeren vor ihm gesehen hat, daß er durch die Wahrhaftigkeit seines Auftretens, die vorsichtige und kluge Abwägung der politischen Mittel, die Weite und sittlich verankerte Größe seines Denkens, den Adel seines hochfliegenden Geistes und seines leidenschaftlichen Herzens zu einem Vertrauensmann ganz Europas wurde, daß dieses ihn einmütig als „ehrlichen Makler", als arbiter mundi oder, wie die Briten zu sagen pflegten, als „ruler of the storms" anerkannte, und daß er im diplomatischen Großrat aller Völker eine durchaus einzigartige Stellung einnahm, von der Überlegenheit, die Shakespeare im Julius Caesar feiert:

Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und Feuer sind sie all' und jeder leuchtet,
Doch einer nur behauptet seinen Stand:
So in der Welt.

9. Epigonen

Größe ist", meint Jakob Burckhardt, „was wir nicht sind". Den Durchschnittsmenschen schaut sie an wie ein Mysterium. Sie ist, möchte man sagen, überzeitlich und überpersönlich. Sie ist nicht die gehorsame Dienerin und Mitbürgerin ihrer Gegenwart, sie hat ihren archimedischen Angelpunkt und Standgrund außerhalb der kleinen Nöte und Sorgen des Tages. Sie schöpft aus den Mineralquellen des Urgesteins, das die Geistesgeschichte grauer Vergangenheit bildete, und sie wirkt hinaus in die Zukunft, die unter ihrem magischen Bann und Machtgebot steht. Jhr Merkmal ist die Einzigkeit. Das Wort, kein Mensch sei unersetzlich, ist eine Weisheit vom Markt der Phrasen, wo die kleinen Streber und Krämer ihre Einkäufe besorgen. Sie jagen dem Großen nach, um selbst Größe zu erlangen, und sie verkennen damit eben dessen Wesen, das Unvorbildliche. Sie sind wie das Volk Israel, das Christus in Scharen folgte, wenn er „vom Berge kam", aber nicht mit ihm auf den Berg stieg. Der Größe Lebenspuls ist Energie in des Wortes eigentlichster Bedeutung, das heißt Innenkraft, die sich vom Typischen loslöst und zur Individualität drängt. Sie wirkt so als unruhevoller Gärkeim heißer Reibungen, spitzer Zersetzungen und Krisenbildungen; immer glüht in ihr etwas von jenem Feuer des Heraklitischen Lebensgesetzes: *πολεμος πατηρ παντων*. Aber zugleich strebt sie über diesen Alltagshader der Ichsucht hinaus ins Allgemeine. Sie umfaßt das ganze Volk ihres Heimatbodens und strahlt aus dessen Brennpunkt über die Kultur, die Lebensgründe aller Welt. Sie ist der Tröster der Menschheit, die sie in leidvollen Zeiten tragischer Schicksalsprüfung durch

die ungewöhnlichen Maßstäbe ihres Wesens und Wirkens wieder aufrichtet und sie von den Fesseln des Irdisch-Allzuirdischen unabhängig macht.

Aber die Brückenpfeiler kühner, luftiger Stege, welche so der wandernden Menschheit von ihren Genien über Schründe und Klüfte hinauf ins Reich höchster Gottnäherungsideale gebaut werden, sind und bleiben doch eben die Stützen einsamer, schmaler Wege, die nicht für die Menschenmassen berechnet sind. Fehlt daher der Führer, so stockt der ganze Marsch. Es ist in guter Erinnerung, wie die Nachricht von dem Sturz Bismarcks wirkte: gleich einem Erdbeben, das den Pendelschlag aller Uhren zum Stocken bringt. Eine jener Rückstoßperipetien im Sinne des Ritornar-Gesetzes Machiavellis schien zu beginnen. Es war als ob der Zeitenlauf still stehe, und Stillstand ist Rückschritt. Aber unterdessen setzten die kleinen Geister die Pendel wieder in Bewegung, und alles ging in alter Leier weiter: der Form, nicht dem Geist nach. Die Streber drängten sich empor, tüchtige Kräfte, die durch das Übergroße niedergedrückt wurden, stießen gegen sie, lange brauchte es, bis im Durcheinander des politischen Reagenzglases die aktiven Säuren an festen Polen sich niedergeschlagen und ein neues Sediment gebildet hatten. Die Epigonenstufe ist stets die Zeit der Enttäuschungen und Unsicherheiten, der Schwarzseherei und der Nörgelsucht. Das nach Friedrichsruh pilgernde Deutschland weiß davon zu reden. Aber nicht nur wir, die ganze Welt hatte Bismarck verloren; was nach ihm wuchs, war nicht von seinem Eisenholz und keine Saat von Drachenzähnen, aus der reisige Krieger von seinem Schnitt emporsprangen. „De Werlt heft sick ummekert"; aber nicht, wie auf dem Hamburger Wahrzeichen, waren es „arme Esel", die auf dem diplomatischen Dudelsack das „Pipen" lernten, wonach die Welt tanzt, sondern gefährlichere Wesen von Schlangenklugheit, Weltgewandtheit und — der unköniglichen Art ihres Ordensgroßmeisters, des Königs Eduard VII.

Northumberland, wo unter schwermütigem Himmel, an den Ufern des melancholisch dahinfließenden Tyne und an der Grenze des römischen Walls die Männer wohnen, die von allen zungenträgen Briten am wenigsten sprechen, die zuverlässig arbeiten, aber jeder körperlichen wie geistigen Arbeitsüberanstrengung sorgsam aus dem Wege gehen, die weder Gesang noch irgendeine laute Gefühlsäußerung kennen, die ihre Freiheit über alles lieben und ihre Selbstüberzeugung gegen jede Autorität wenden, die selten außer Landes reisen und bei denen doch das ganze Leben eine einzige Reise — „vom Egoismus zum Egoismus" ist: das ist die Heimat Sir Edward Greys, und ihre Eigentümlichkeiten sind die Spiegellichter seines Wesens. Er studierte in Oxford und war ein fleißiger Schüler, aber ein mäßiger Sportsheld, mit einer Ausnahme: schon damals, an den lauschigen Wiesenbänken der Themse lernte er schätzen und lieben, was heute noch seine bevorzugte Beschäftigung procul negotiis ist: das Angeln. Literarisch ist er bisher nur mit einem kleinen Werkchen hervorgetreten, und das heißt: Flyfishing. Als Meister gilt er in dieser Kunst, in deren Geheimnisse er hier wißbegierige Adepten einweiht. Wie man das schlüpfrige Wild vorsichtig beschleicht und für jedes einen besonderen Köder haben muß, wie man nur durch geduldiges Abwarten und durch kluge Wahl günstiger Zeit zum Ziel gelangt, wie im Augenblick der Entscheidung nur größte Ruhe und vollkommene Beherrschung der Nerven den Erfolg sichern kann, wie selbst alle diese Eigenschaften und Fähigkeiten zu nichts führen, wenn sie nicht mit natürlichem Spürsinn und feiner Beobachtungsgabe sich verbinden: und alles das ist nur zu unverkennbar die Vorschule und das Vorbild seiner Auffassung von den Künsten und Gesetzen der Diplomatie. Seine Persönlichkeit ist eine Sphinx, eine Legende fast schon im zeitigen Leben. Von seiner Vergangenheit, seiner Daseinsführung, seinen geistigen Interessen ist blutwenig bekannt. Er war schon jahrelang Mi-

nister und doch — welchen Einfluß übte er im Kabinett aus und wie stand er zu seinen Amtsgenossen? Man wußte es nicht. Was war sein Programm, was Kurs und Ziel seiner Politik? Man wußte es nicht, ja konnte selbst zweifelhaft sein, welcher Partei er angehörte. Wohl saß er auf der Linken und war der Vertrauensmann der Liberalen: aber er übernahm System und Überlieferung der Ära Lansdowne-König Eduard, die den Entente-Ring schmiedete, unbesehen, und wer dächte dabei nicht an das unhöfliche Urteil seines Parteizwitterfreunds Rosebery: „Mr. Grey macht einen so konzentrierten Eindruck, weil er nie einen eigenen Gedanken hat, der ihn von der Arbeit ablenken kann, die man ihm mit genauen Richtlinien in die Hand gegeben." In der Tat hat dieser eigentümliche Whig nicht selten eine politische Klinge geschlagen, fast schärfer imperialistisch-unionistisch, als sie von einem Hochtory zu erwarten gewesen wäre, haben viele, die sich daran versuchten, seines Denkens, Sinnens, Planens Rätsel zu lösen, nach langem Rechnen gefunden: stockkonservativ! Erschien er in der Frontbank der Minister, so nahm er sich aus wie ein verirrter exotischer Vogel, wie ein Ibis oder Kormoran im englischen Hühnerhof. Da stand er, hagerer Gestalt, langen Halses, scharf geschnittener Nase, breiten, preßlippigen Mundes, starken, eisernen Stirnbaus, und eine Kälteschicht schien sofort um ihn sich auszubreiten. Auf vorwitzige Fragen antwortete er entweder zugeknöpft von oben bis unten, mit fast beleidigend schroffer Abweisung, oder mit ironischen Phrasen, die klirrend wie Fensterscheibensplitter zu Boden fielen und den Neugierigen mit Hamlet denken lassen mochten: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft; man kann einen Kapaunen nicht besser mästen!" Selbst wenn er aber einmal zu einer seiner großen Auseinandersetzungen über die weltpolitische Lage sich erhob, belebte niemals ein Bismarckscher Schwung, nicht ein Pulsschlag der Begeisterung oder ein Nerv warmen Empfindens seiner Rede Fluß. Dennoch

freilich wußte er seine britische Zuhörerschaft ganz in den Bann seiner Rede zu zwingen: statt der Kälte ging nun ein magnetisches Fluidum von ihm aus, dessen Energiequelle wurzelfestes Wissen, Sachlichkeit, Eindringlichkeit, Überzeugungskraft und eine alle nationalen und internationalen Werte in Pfund und Penny bestimmende politische Rechenkunst war. Der Höhepunkt seiner parlamentarischen Laufbahn, da er in Westminster die vorbereitete Kriegserklärung gegen Deutschland zu rechtfertigen unternahm, erscheint zugleich als heißer Strahlenbrennpunkt dieser seiner Wesensart. In der Stunde furchtbarster Entscheidungen über das Wohl und Wehe aller Völker, da die ganze Erde in einem einzigen Kriegsbrand zu schwelen begann, konnte er sich vor sein Volk als verantwortlicher Leiter der Politik des die Meere und das größte Weltreich beherrschenden Albion kalten Herzens, unbewegter Seele hinstellen, um eine kaufmännische Risiko-, Verlust- und Gewinnbilanz aufzustellen und zu dem trockenen Schluß zu kommen: „Wenn England am Krieg teilnimmt, so wird es nicht mehr zu leiden haben, als wenn es fernbleibt." Nichts von den schandvollen Ursachen des Krieges, nichts von irgendwelcher Scheu vor dem verhängnisvollen Kultur- und Rassenverrat, dessen England durch seine Waffenverbrüderung mit Rußland und der Vormacht des Mongolentums sich schuldig machte, nichts von einem christlichen Gewissen, von Pflicht- und Verantwortungsgefühl vor einer höheren sittlichen Weltordnung! Unwillkürlich kehrt ins Gedächtnis die Kritik eines anderen englischen Politikers über Grey aus der Zeit der Londoner Botschafterkonferenz zurück: „Ich glaube, daß ihm ein sehr [?] anständiger Charakter eignet, wenn ihn auch eine gewisse verbohrte Eitelkeit gelegentlich einmal verführen mag, sich auf Angelegenheiten einzulassen, von denen die Hände, die auf unbedingte Sauberkeit halten, besser wegblieben. Seine Entschuldigung ist aber immer, daß er aus sich selbst heraus nichts zu übersehen und durchzudenken

vermag. Er der von sich aus in keiner Weise ein Ränkeschmied ist, kann, sobald sich ein geschickter Ränkespinner seiner zu bedienen vermag, als der vollkommenste Ränkemacher erscheinen. Darin lag für politische Schleicher ja schon immer eine Versuchung, sich gerade ihn zum Werkzeug zu wählen, und allein diesem Umstand verdankt er seine heutige Stellung und Rolle, die bekanntlich eigentlich Curzon zufallen sollte. Die Leute*), die diese glatte, hohle Kugel einst ins Rollen brachten, würden mit deren Lauf sicherlich sehr zufrieden sein . . .; wenn sie, die wir jetzt mit beängstigender Geschwindigkeit dahinrollen sehen, das Andenken an jene Leute noch immer wach bei denen hält, welche die Geschichte der letzten zehn Jahre dieses Landes kennen, so ist daran lediglich die abschüssige Ebene schuld, auf die man sie geworfen, und der geringe Widerstand, dem sie während ihres Laufes begegnete."

Es erschien geboten, den Charakter des Mannes, der seit den Wahlen von 1905, die das konservative Regiment zu Fall brachten, am diplomatischen Steuer Großbritanniens gesessen hat, etwas genauer in den Spiegel der Zeitgeschichte zu rücken. Nicht nur deshalb, weil in seinen Händen die Fäden des ganzen Einkreisungsspiels der Entente-Verschwörung gegen Deutschland zusammenliefen, die dem politischen Antlitz Europas, ja der ganzen Welt seit der Jahrhundertwende das düstere Gepräge gab, sondern auch deshalb, weil er als der Prototyp des neuen Geschlechts von Staatsmännern erscheint, die sich nach Bismarck an die Rampe der politischen Bühne drängen konnten: er, der äußerlich vollkommene, die Leichtgläubigen be-

*) Nämlich vor allem der gerissene und erfahrene Nicholson, der als Häuptling unter den permanent secretaries den Neuling Grey ganz in der Tasche hatte, dann der nicht minder geriebene britische Gesandte in Paris, Francis Bertie, der in Gemeinschaft mit den Brüdern Cambon vortrefflich das Hetz- und Verleumdungs-Räderwerk der Harmsworthpresse mit ihren Stromleitungen nach allen politischen Zentren der Welt zu schmieren verstand.

rückende Gentleman mit den vollkommenen Manieren und der in den tieferen Herzensfalten doch unvornehmen Gesinnung und der in verbindlichen Umgangsformen verlarvten Selbstsucht, er, der Schiebende, der schließlich doch nur der Geschobene von Kräften war, die ihren Lebenssitz in Paris und Petersburg hatten und ihn blindlings und gegen den eigentlichen Willen seines Volks auf der Bahn des Verhängnisses fortstießen.

Durch die im Zeichen der Hochflut des Boulangismus stehenden Wahlen von 1889 wurde ein Mann in die Pariser Kammer eingeführt, der bis dahin nur als Zeitungsschreiber sich einen Namen gemacht hatte, alsbald aber als leuchtender Komet am politischen Himmel Frankreichs gebietend aufstrahlte: Théophile Delcassé. Er war einst der bescheidene Hofmeister eines Großgrundbesitzers im Pyrenäendepartement Ariège, der Heimat des „levissimus quisque Gallorum", gewesen, heiratete nach des Herrn Tod die Witwe, kam so zu Vermögen und lebte nun dem Ehrgeiz, mit dessen Zinsen und seines unruhigen Geistes Talenten politisch zu wuchern. Er ging nach Paris und schrieb, obwohl er — genau wie Grey — nie im Ausland gewesen war und keine fremde Sprache beherrschte, als einer jener lyrisch-politischen Heldentenöre, an denen die Seine-Lichtstadt so reich ist, alle möglichen mehr durch eleganten Stil und Schlagwort-Blitzlichter als durch sachliches Wissen, Ernst und Erfahrung ausgezeichneten Artikel über Außenpolitik, namentlich für die République Française. Als Volksvertreter verstand er es, sich mit Felix Faure anzufreunden, dem Führer der klerikalen Kriegspartei, durch dessen Unterstützung ihm schon 1898 im Ministerium Brisson das Portefeuille des Auswärtigen Amtes zufiel. Nun war bereits 1891 zwischen Paris und Petersburg das erste vorläufige Abkommen Ribot-Mohrenheim zustande gekommen, wonach Frankreich und Rußland sich über ein diplomatisches Zusammenspiel jedesmal dann verständigen sollten, wenn „der

Friede Europas oder dessen Gleichgewicht" gefährdet erschiene. Zugleich wurde aber schon damals der Hintergedanke betont, daß „ein durch die Freundschaft des mächtigen Rußlands gestärktes Frankreich um so größere Achtung bei England finden werde": der ideelle Grundpfeiler des Entente-Verbands war gesetzt. Die Militärabkommen der folgenden Jahre zwischen Paris und Petersburg bewegten sich im allgemeinen auf der Linie gleicher Grundsätze; erst mit dem Abschlusse des Bündnisses vom März 1894 wurde ein anderer Geist bei dem Vertragshandel maßgeblich. Die beiden Mächte verpflichteten sich, jedesmal ihre Streitkräfte zu vereinigen, sofern jener Friedens- und Gleichgewichtszustand bedroht würde und in jedem Fall, wenn ihn eine dritte Macht durch einen Angriff gegen den einen oder anderen der Vertragschließenden in Frage stellte. Damit war der Angriffscharakter des russisch-französischen Bündnisses im Gegensatz zu dem durchaus friedlichen Wesen des Dreibunds so deutlich gemacht, wie es die konventionelle diplomatische Sprache erlaubt. Das war das gefundene Vertragsfundament für Delcassé, um darauf seine von blindem Haß gegen Deutschland bestimmte Politik weiterzuführen. Er verstand es zunächst, den geistig ihm weit überlegenen Hanotaux kaltzustellen, in dessen Anhängerschaft noch der alte gesunde Britenhaß fortlebte, und durch eine ganze Reihe von Ministerien — Dupuy, Waldeck-Rousseau, Combes, Rouvier — trotz deren gegensätzlicher Parteistellung auf seinem Posten sich zu halten; er wechselte chamäleongleich die Parteifarbe um des einen gleichbleibenden Zieles willen, das glosende Feuer der abgestandenen Revancheidee zu neuen Flammen zu entfachen. Der Fall Marchand in Faschoda schien jählings einen Strich durch die ganze Rechnung Delcassés machen zu sollen; aber der Rechenkünstler wußte Rat. Den Franzosen, die der von England geraubten ägyptischen Prinzessin nachtrauerten, verstand er beredt die Reize der bräutlich umworbenen marokkanischen Schönen vor

Augen zu führen; am 11. Dezember 1898 war der Sudanvertrag paraphiert. Frankreich räumte das fruchtbare Pharaonenreich, wofür ihm der Maghreb samt dem Saharahinterland als Interessensphäre zugewiesen wurde; „das britische Roß trank Nilwasser, das fränkische Kamel mochte Wüstensand schlucken". So war Friede und Freundschaft mit England dauernd besiegelt, und zugleich die Bahn für die körperschaftliche Durchbildung des Entente-Trusts völlig frei gemacht. Es kam die Zeit der periodischen Monarchen- und Minister-Rundreisen im Dreieck London—Paris—Petersburg. 1901 war Nikolaus II. bei dem britischen Vertrauensleuten die Hand drückenden Loubet in Dünkirchen zu Gast, 1903 kam Eduard feierlichen Einzuges nach Paris, noch im gleichen Jahr erwiderte Loubet den Besuch in London, 1904 ergänzte der erste französisch-britische Bundesvertrag die Reihe der längst bestehenden „unwritten liabilities" — und 1905 landete der deutsche Kaiser in Tanger. Delcassé stürzte, weil er gar zu laut über die Dächer geschrien, daß Frankreich, nachdem der Einkreisungsring geschlossen, Deutschland nicht mehr fürchte, und weil unter seiner Amtsführung ein vernünftiges diplomatisches Verhandeln zwischen Berlin und Paris völlig unmöglich geworden war. Aber der Gefallene war nicht besiegt; das bezeugte Algesiras nur zu deutlich. Sein Geist wirkte fort, an der Seine und Newa wurde er wie ein Held, der sich dem Vaterland geopfert, gefeiert, und mit seinen Gesinnungsgenossen spielte er ein verdecktes Spiel, dessen Stiche weit wirksamer waren als die in den öffentlichen diplomatischen Turnieren ausgegebenen Trümpfe. Schließlich wurde auch die Ministerbank wieder für ihn frei. Delcassé ist eine Kopie des dritten Napoleon auf bürgerlich-demokratischer Lichtplatte. Ein Glücksritter, offener als Grey, aber auch draufgängerischer, ein Einpeitscher der ganzen Nation, der an alle politischen Strohdächer die Brandfackeln seines maßlosen Ehrgeizes und seines verrannten Patriotismus anlegte und mit

jeder Fiber seiner südfranzösischen Leidenschaftlichkeit triumphierte, wenn er den Erfolg sah: L'Europe va rentrer en mouvement!

Die Rolle des politischen Kulissenschiebers, die im Foreign Office Grey, am Quai d'Orsay Delcassé spielte, lag an der Sängerbrücke in den Händen einer Frau, der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna. Ihr Lebenslauf ist ebenso eigentümlich wie das Wesen ihrer diplomatischen Künste. In den sechziger Jahren stiegen am Petersburger politischen Pegel die Fluten des völkerverhetzenden Nationalismus zu bedenklicher Höhe; seine Schrittmacher rührten nach Kräften im allrussischen Hexenkessel, und ihr Einfluß am Hof war so groß, daß, als es sich um die Verheiratung des Kronprinzen Nikolaus handelte, man von der Gewohnheit der Brautschau an den deutschen Höfen abging und die Prinzessin Dagmar, die zweite Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark, wählte. Sie sah auf eine trübe Vergangenheit zurück; denn der Vater hatte, bevor durch großmächtliche Verhandlungen und Parlamentsbeschlüsse seine Thronfolge gesichert war, als einfacher Leutnant schlecht und recht sein Brot verdienen und seine Familie durchfüttern müssen. Böse Zungen behaupten, daß arme Prinzessinnen stets die schönsten, aber auch die ränkesüchtigsten Fürstinnen würden: bei Dagmar traf die Volksweisheit ziemlich das Richtige. Der Bräutigam starb, kaum daß sie in Petersburg heimisch geworden, an Lungenschwindsucht; auf dem Totenbett legte er ihre Hände in die seines Bruders, der als Alexander III. Alexandrowitsch 1865 den Thron bestieg und im folgenden Jahre Dagmar als Maria Feodorowna heimführte. Als Kaiserin schien sie zu tiefem Dank sich denen verpflichtet zu fühlen, die mittelbar ihr die Zarenkrone zugetragen. Sie stellte sich sogleich auf die Seite der russischen Fanatiker mit ihrem verbohrten Haß gegen alle „Fremdstämmlinge" und „Mestizen" und vor allem gegen jegliches, was deutsch heißt, und erreichte es, daß der kaiserliche

Herr seine Gnadensonne diesen ihren Freunden gleichfalls zuwandte. Als Gortschakoff, dessen staatsmännsiche Eitelkeit sich unausgesetzt aber erfolglos an Bismarck rieb, samt General Ignatieff 1882 entlassen war, wendete zwar der Zar den politischen Kurs stark um, ohne aber jemals wirkliches Vertrauen zu Deutschland gewinnen zu können und den beginnenden Pariser Lockungen und Einflüsterungen sein Ohr zu verschließen; deren Erfolg trat überraschend ins Licht, als 1891 die französische Flotte in Kronstadt einlief, ihr Admiral Gervais unter den Klängen der Marseillaise von Alexander empfangen und unter Austausch von liebenswürdigen Telegrammen mit Carnot festlich gefeiert wurde. In diesen Tagen stand zugleich Maria Feodorowna auf der Höhe ihrer Macht als „stiller politischer Einfluß", von dem ihr ein jäher Absturz drohte, als 1894 der Gemahl zu Livadia starb. Aber weder ein Herrscher von der weichen Art des Thronfolgers Nikolaus, der Abrüstungsvorschläge und Friedensmanifeste erließ, sich dennoch in das mandschurische Kriegsabenteuer stürzte und überhaupt der Kriegspartei keinerlei wirksame Zügel anzulegen verstand, noch eine Herrscherin von dem Wesen der Alexandra Feodorowna, der einstigen Prinzessin Alix von Hessen, die in der Rolle einer guten deutschen Hausmutter sich begnügte, waren Gegner, die eine Maria zu fürchten gehabt hätte, deren Geist mit dem Alter immer männlicher und herrschsüchtiger wurde und deren Charakter mehr und mehr etwas vom düsteren Blut einer Lady Macbeth aufzusaugen schien. Ihr Palais ward gleichsam der Verschubbahnhof, auf dessen verschlungenen Geleisen die politischen Züge der „Sphären" rangiert und reisefertig gemacht wurden, um dann von der offiziellen Hauptstation aus mit vorbestimmtem Kurs abgelassen zu werden. Als Schwester der Prinzessin Alexandra, die dem britischen Prinzen von Wales und nachmaligen König von England vermählt worden, war sie es vorab, die durch weiblich feines und schlaues Spiel die tiefen

Gegensätze zwischen Petersburg und London künstlich zu überbrücken und die Erbfeinde auf dem asiatischen Kampfplatz im gemeinschaftlichen Haß Deutschlands zusammenzuführen verstand; als alte Konfidentin der allslawischen Hetzpartei und der hinter ihr stehenden höfischen Kamarilla hielt sie einen politischen Salon, in dem sich alles, Rat holend und hinterhältige Pläne schmiedend, versammelte, was in Paris, Belgrad, Cetinje, Sofia die Pulverminen legte, die heute in so furchtbarer, welterschütternder Kriegskatastrophe aufgeflogen sind. Mit welch lichtscheuen Mitteln hier gearbeitet wurde, kann nichts besser kennzeichnen als der berüchtigte Fall Sergejeff. So hieß der Beichtvater Alexanders III., ein Priester dunkler Herkunft, der sich nach kurzer Zeit der geistlichen Beratung des Herrschers solchen Einfluß zu verschaffen wußte, daß seine Stimme mehr galt als die irgendeines Ministers. Er bezog eine fürstliche Wohnung, in der alsbald, gleichfalls aus verschleierten Landen kommend, die „Gottesgebärerin" Lukeria auftrat, deren übernatürlicher Sohn Sergejeff zu sein vorgab, um nunmehr als „Erlöser" sich feiern zu lassen. Als dritter im Bunde erstand noch auf nicht minder mystische Weise ein „Erzengel Michael", scheinbar zu dem Zweck, mit flammendem Schwert die beiden zu schützen. Das Gemunkel über ein nichts weniger als heiliges Leben des Kleeblatts nahm von Tag zu Tag zu, konnte ihm aber nichts anhaben. Im Gegenteil! Sergejeff ward als „Väterchen Johann" eine im ganzen Reich des Doppeladlers von den gläubigen Massen gefeierte, ja angebetete Persönlichkeit, welche fast die Sonne des Zaren selbst in Schatten stellte. Dann kam das Unglück in Form eines Preßgesetzes, das den Sprachorganen der Öffentlichkeit Redefreiheit gewährte. Die Petersburger Blätter stürzten sich mit Feuereifer auf das Sergejeff-Problem, brachten Enthüllungen über Enthüllungen und zwangen so die Gerichte zum Eingreifen. Im Prozeßverfahren wurden die schlimmsten Dinge, die kaum von der Sitten-

verderbnis des alternden, sinkenden Rom übertroffen werden können, und zugleich eigentümliche politische Beziehungen der Zirkel dieser sonderbaren Heiligen zu den Sphären, die um den Hof Maria Feodorownas schwebten, festgestellt. Das härteste Urteil schien gerechtfertigt. In Wirklichkeit lautete es nur auf Verbannung des entlarvten Schwindlers in seine Heimat Archangelsk, von wo er nach einigen Jahren eines otium cum dignitate nach Hof zurückkehren durfte, um in alte Ehren aufgenommen und nach seinem plötzlichen Tode in fürstlicher Weise, mit dem Geleit einer Ehrenkompagnie und vieler tausend Verehrer und namentlich Verehrerinnen aus jenen gerichtlich bloßgestellten Kreisen zu Grabe getragen zu werden!! Man sieht, der jüngst berühmt gewordene „sibirische Starez" Rasputin hat schon Vorgänger gehabt, ja man trifft sonderbare Heilige seiner Art in der Geschichte fast aller zarischen Herrscher und kann daher deren Politik und die Entwicklung des Reichs nicht verstehen, ohne den bald offen, bald in verdeckten Minengängen sich bezeugenden Einflüssen solcher dunklen Ehrenmänner und von religiöser Maske beschützten Betrüger nachzuspüren, in deren Fallen immer wieder die großmächtigen Herren aller Reußen und Theokraten auf dem Thron der orthodoxen Zäsaropapie sich nach der alten geschichtlichen Erfahrung verfingen, daß jede absolutistische Macht auf ihrer olympischen Höhe am Narrenseil sie bloßstellender niedrigster Gewalten geht. Es gibt kaum ein verwickelteres und undurchsichtigeres politisches Spinnennetz als das Gewebe des russischen Hofes, in dem der Zar wie der erste Gefangene sitzt, umkreist von einer Schar dem Schein nach dienstbarer, in Wirklichkeit ihn gängelnder feudaler, militärischer und bureaukratischer Ränkeschmiede, Streber, Tschinowniks und umschwärmt von allen möglichen, aus unbestimmbaren Tiefen emporsteigenden planetarischen Trabanten, die periodisch in seine Sonnennähe lichtverdunkelnd sich drängen und ebenso schnell und schleierhaft in die Eklipse hinabtauchen. Daß

aber Maria Feodorowna als Führerin und Genasführte in diesen höfischen Nebeln und Dünsten eine erste Rolle spielte, erscheint natürlich genug: an Eitelkeit der Herrscherlaune gab sie einer Katharina II. nichts nach, an die Stelle des realistischen Denkens der großen Vorläuferin aber setzte sie echt weibische Schwarmgeisterei für die hohlen, halb legitimistischen, halb nationalistischen Schlagworte der allrussisch-slawischen Phraseologie und wirkte so wie eine von bösem Schicksal der Welt geschickte Unheilbringerin und Verschwörerin in Petersburg und überall, wo sie die Fäden des hier zusammenlaufenden Ränkegewebes anspinnen konnte.

Die Bismarcksche Epigonenzeit überwölbt so ein düsterer, schwarzgrauer Himmel. In Deutschland und innerhalb des Dreibunds ist ihr Bild wenig erfreulich, im Entente-Gegenlager aber stellt sie sich als ein böser Rückfall in schlimmste Vergangenheitssünden dar, deren Giftwirkung die Technik moderner politischer Chemie erhöht. Treitschke hat Kaufmannspolitik als die schlechteste und verderblichste von allen Spielarten des diplomatischen Handwerks bezeichnet; beim Dreiverband verbündete sich britischer Krämergeist der Advokatengeriebenheit und -verschlagenheit der modernen französischen Parteihäuptlinge und der abgrundtiefen Sittenverderbnis der russischen Sphären, um als noch übleres Erzeugnis eine Vabanque- und Katastrophenpolitik hervorzubringen, die im verhängnisvollen Kreislauf von bösen Ursachen und schlimmen Wirkungen folgegesetzlich letzten Endes von keinem Verrat an der Gemeinbürgschaft der weißen Rasse und deren Kultur zurückschreckte. In London, Paris, Petersburg wurden die diplomatischen Geschäfte nach dem Grundsatz des gegenseitigen Händewaschens gemacht, ohne daß damit freilich die Finger eines Grey, Iswolski, Hartwig, Delcassé, Poincaré, Barrère und wie sie alle heißen, die mit tausenderlei Kniffen nach einer Schule arbeitenden politischen Glücks-, wenn nicht Falschspieler, weiß geworden wären. Königliche Häupter hiel-

ten es nicht unter ihrer Würde, an demselben Strang zu ziehen, und das alte Unwesen der Ränkepolitik in Weiberröcken zeitigte neue Giftblüten. Das europäische Gleichgewicht, das man mehr denn je scheinheilig auf der Friedensschalmei feierte, wurde aus der Ruhelage der Bismarckschen Epoche wieder auf die Schneide der früheren Kipplage hinübergeführt, um ganz Europa in einen dauernden fieberhaften Krisenzustand entladungsgefährlichster Art zu drängen, und es erscheint heute fast unglaublich, daß selbst deutsche Staatsmänner im Angesicht der von allen Seiten heraufziehenden Gewitter diese Art Gleichgewichts-Evangelium wie ein unabwendbares höheres Schicksalsgesetz und als Normalzustand anerkannten. Erhöht wurden die Gefahren des verhängnisvollen Entwicklungsgangs durch die immer mehr in Mode kommende enge Verquickung der politischen Mittel mit den wirtschaftlichen, insbesondere den großkapitalistischen. Schon Bismarck hat ernst und mit schlagenden Gründen vor dem Betreten dieses Pfades, der bereits in der mittelalterlichen Fuggerzeit zu so unseligen Ergebnissen führte, gewarnt, und Moltke mahnte: „Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, der die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag! Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der Hochfinanz zu liquidieren." Jetzt aber wurde, schlimmer noch, systematisch diese Hochfinanzpolitik in den Dienst des Einkreisungsprogrammes gestellt, wie es im schärfsten Licht die französisch-russische Kapitalverbrüderung zeigt. Bis um die Jahrhundertwende waren von der Seine rund 4 Milliarden Anleiheerträge in den Petersburger Staatsschatz geflossen. In dem Maß aber, wie sich dann der Angriffsgeist im Bund der beiden Mächte durchsetzte, wurde auch die Finanzierung Rußlands durch Paris dem gleichen Zweck unverhohlen dienstbar gemacht. Der gewaltige Strom von nicht weniger als 2 Milliarden, der allein in dem Zeitraum 1904—1906 von Frankreich zu seinem

slawischen Bundesbruder floß, hatte ausgesprochen den Zweck, dessen militärische Rüstung, sei es durch Waffenlieferung, strategischen Bahnbau oder andere Mittel, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu stärken. Insgesamt häufte sich durch Aufkauf russischer Schuldtitel und durch Aufnahme russischer Innenanleihen der Gesamtbetrag des Pariser Gläubigerkontos auf den Riesenbetrag von 12 Milliarden, so daß Frankreich gleichsam den ganzen russischen Staatskoloß in den Seidenkokon seines Rentnerreichtums eingesponnen hatte. Aber auch das genügte nicht: die kapitalistische Eingatterung des Bundesgenossen mußte durch Börsensperre gegen die Bundesgegner ergänzt werden. Als unter dem Finanzminister Klotz die Zulassung einer ungarischen Staatsanleihe in Paris genehmigt war, brachten es die Hetzereien Iswolskis fertig, daß die Zusage zurückgenommen wurde, und 1910 wurde an der Seine offen die Losung eines verblendeten finanzpolitischen Neumerkantilismus ausgegeben, die Schätze des französischen „Kapitalturms der Welt" dürften einzig dahin fließen, „wo sie in Verbindung mit den politischen Interessen der Republik blieben". Die wirtschaftliche Unsinnigkeit und Verderblichkeit einer solchen willkürlichen Kanalisierung des Geldflusses, die den natürlichen und unverbrüchlichen Gesetzen der Verkehrsfreiheit ins Gesicht schlägt, ist hier nicht zu kritisieren. Die politisch zersetzende Säurewirkung liegt vor allem darin, daß der Schuldnerstaat ohne Rücksicht auf seine organische wirtschaftliche Entwicklung und Tragkraft mit Zinsverpflichtungen überhäuft und eingedeckt wird, so daß er letzten Endes wohl oder übel sein Heil darin suchen muß, die mit dem Leihgeld geschmiedete Waffe kriegerisch nutzbar zu machen und, dem Druck und den Anweisungen des Gläubigers folgend, im Kampfes- und Eroberungsglück sich Atemfreiheit zu schaffen. Engstens und unweigerlich verbindet sich damit die entsittlichende Zersetzungsfolge, daß, je mehr Finanz und Diplomatie sich verschwägern, desto mehr in der verantwortlichen

Politik allen möglichen unverantwortlichen Einflüssen Tür und Tor geöffnet wird, die nicht Diener des Staatswohls, sondern einzig ihres Geldsackes sind. So schloß sich zwangsläufig die Kette: von den ersten Schlingenlegungen eines Königs Eduard, eines Delcassé und einer Feodorowna bis zum Sinken der europäischen Politik auf eine Stufe, da Fürstenmeuchelmörder geschützt wurden, da ein „Friedenszar" sich für den Wortbruch seiner ersten Staatsdiener verantwortlich machte, da die Unverletzlichkeit neutraler Staaten durch geheime Abmachungen wie ein Schützengrabenfeld rings unterhöhlt und dann von den Minenlegern selbst als Kriegsvorwand genutzt wurde, da man mit dem Mund von Versöhnlichkeit und Friedensphrasen überfloß und im Herzen die Vernichtung der Vertrauensseligen wollte — also daß das Urteil der Zukunfts-Weltgeschichte nach dem Gegenwarts-Weltgerichte als Aufschrift und Kennzeichen über die Akten dieser Art Diplomatie das römische Schlagwort setzen dürfte: Perfidia plus quam Punica.

10. In den Verstrickungen von Parlament und Presse

„Die Auffassung, als ob der Friede gefährdet werde durch die Souveräne oder durch die Minister, durch den Ehrgeiz der Monarchen oder durch die Ränke der Regierungen, entspricht nicht allein nicht der wirklichen Sachlage, sondern steht in vollem Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen. Die meisten Konflikte, welche die Welt im Lauf der letzten Jahrzehnte gesehen hat, sind nicht hervorgerufen worden durch fürstliche Ambitionen oder durch ministerielle Umtriebe, sondern durch leidenschaftliche Erregung der öffentlichen Meinung, die durch Presse und Parlament die Exekutive mit sich fortreißen. Wenn es wieder, was Gott verhüten möge, zum Kriege kommen sollte, dann wird er hervorgerufen durch jene acherontischen Gewalten, die sich heute leichter entzünden als früher."

So sprach Fürst Bülow am 29. März 1909 bei der Verhandlung des Etats des Reichskanzlers mit warnender Stimme vor dem Reichstag, als nach der türkischen Revolution die Kriegsgewitterwolken am Hämus sich dichter und dichter zusammenballten und das Ende des „europäischen Konzerts" so gut wie besiegelt war. Ebensowohl die Balkankrise wie der gegenwärtige Ausbruch des Weltkriegvulkans bezeugen aufs schärfste, wie zutreffend das Urteil des Reichskanzlers war. Die Rollen haben sich völlig vertauscht: war früher die dynastische Haus- und die fürstliche Kabinettspolitik der Fiebererreger des Völkerstreites, so ist es jetzt umgekehrt die Diplomatie der verantwortlichen Regierungen, die durch alle möglichen mehr oder weniger geschickten „Formeln" Öl auf die brandenden, durch „acherontische Gewalten" aufgewühlten Wogen der nationalen Feindschaften zu gießen suchen. Was aber ist das Wesen, der Quellgrund dieser demiurgischen Kräfte, die im Zeitalter, da die demokratische Auffassung vom menschlichen Gesellungsleben die Oberhand gewann, immer mächtiger geworden sind?

„Die politische Erbsünde des Amerikaners ist der Glaube an die legendäre Freiheit und Gleichheit in seinem Vaterland. Es sei das Heim des Tüchtigen und die Freistätte des gleichen Rechts. Und doch ist diese unsere große ‚schrankenlose Demokratie' nichts als ein Märchen, als ein Phantom ohne Fleisch und Blut." Das ist das Urteil eines tiefblickenden Gelehrten wie Sumner Moultons über das Wesen des amerikanischen Rechtsstaats, und auf gleicher Linie hat ein englischer Staatsmann schon vor mehr als einem Jahrzehnt gewarnt, „die Konstitution werde zusehends zum constitutional cant". Das Zweiparteiensystem, das angeblich das Gleichgewicht der Staatsmaschine gewährleisten und abwechselnd, in natürlicher Folge, je nach den Schwingungen des „Pendulum", den sich neu bildenden und fortschreitenden Volksüberzeugungen zur Herrschaft helfen soll, hat sehr viel mehr die tatsächliche

Wirkung, daß der Gleichgewichtszustand bei jeder Neuwahl erschüttert und daß jede Partei gezwungen wird, mit heuchlerischen Versprechungen und verstiegenen Programmen um die Gunst der Wählermassen zu buhlen, und daß die Handlungen der jeweiligen Mehrheit, die durch solche Machenschaften zustande kommt, gleichwohl als heilig und unantastbar gelten. Militärische Überlieferungen und Zuchtgesetze, die in Ländern mit allgemeiner vaterländischer Dienstpflicht ein wohltätiges Gegengewicht gegen den überhandnehmenden Druck der Massen bilden, fehlen. Der monarchische Gedanke ist im Land des klassischen Parlamentarismus, aber auch des einst stolzesten Königtums, von dem es in den Jahrbüchern Eduards III. hieß: Tout fut in luy et vient de luy al commencement, völlig verblaßt, der Hochadel in eine Ehe mit der plutokratischen Gentry eingetreten und damit, entfremdet seinem geschichtlichen Beruf, der Vertreter der Geldsackinteressen geworden. Kurz, der britische Staat droht in allen seinen Lebensformen und Entwicklungsbedingungen unter die Diktatur einer einseitigen doktrinären Idee zu geraten, die ihn auf die Dauer von den Höhen eines alten kulturschöpferischen Demokratismus zu den Tiefen banausischer Ochlokratie herabsinken lassen müßte, und der jedenfalls, wie es sich schon jetzt nur zu deutlich erweist, weit mehr zersetzende als blut- und körperbildende Funktionen eignen.

Die Wurzel des Übels ist leicht aufzudecken. Das Zweiparteiensystem bedingt naturnotwendig den Aufbau jeder der beiden großen Gruppen auf breitester, alle Stände und Berufe umfassender Untermauerung; es widerspricht seinem Wesen nach der Klassenvertretung, die der Sozialismus als wahres Kampfmittel politischen Fortschritts preist. Es hat aber andererseits zwangsläufig dazu geführt, daß die besitzenden Klassen mehr und mehr auf unmittelbare Anteilnahme und Mitwirkung bei den politischen Kämpfen verzichteten, um das Geschäft mit unbeschränkter Vollmacht ausgestatteten

Beauftragten zu überlassen, und daß, wie es der Fluch jeder hierarchischen Organisation ist, die bureaukratischen Entwicklungsstrebigkeiten den Zusammenhang zwischen Partei und Volk ständig lockerten. So entstand „die seelenlose, mit brutaler Gewalt arbeitende Parteimaschine, die hinter den Kulissen die politischen Drähte zieht und die Mehrheiten zusammenschweißt, während im Parlament und draußen vor den Wählern großartige Reden nur die summende Begleitung bilden, die den Gang des Apparats übertönt und verschleiert." Das Bollwerk dieser Diktatur der professionellen Parteigrößen, welche die Politik als Selbstzweck und Geschäftssache betreiben, ist wieder der Caucus, die örtliche oder zentrale Parteiorganisation, die über die meist wohlgefütterten Wahlfonds verfügt und jeden Kandidaten auf das offizielle Programm und auf sämtliche etwaige Änderungen desselben verpflichtet, ohne ihm irgendwelchen wesentlichen Einfluß auf die Beschlüsse des Hohen Rats einzuräumen. Die Nutzwirkung des wohlausgewogenen Mechanismus läuft so auf eine kaum angreifbare Befehlsgewalt des jeweiligen Kabinetts hinaus. Die Redeschlachten und Abstimmungen in den Kammern sind oft nicht viel mehr als Komödienspiel, bei dem auf vorbestimmte Fragen vorbestimmte Antworten gegeben werden und im Schlußakt vorbestimmte Mehrheiten als scheinbar handelnder, in Wirklichkeit nach Regisseuranweisungen exerzierender Chor auftreten.

Wenn so die Verantwortlichkeit der Minister vor der viel gefeierten, schwer bestimmbaren politischen Größe „Volkswillen" mehr und mehr zu einer leeren Formel wurde, so ist klar, daß dieses Übel am schlimmsten sich da auswirken mußte, wo es sich um die wichtigsten nationalen Schicksalsfragen, um die Probleme der Beziehungen der Staaten und Völker untereinander, also um das Zusammenspiel von Parlamentarismus und Diplomatie handelte. Daß diese mit jenem sich niemals in natürlicher Symbiose harmonisch ver-

binden lassen wird, ergibt sich schon aus allgemeinen technischen Gesetzen und ideellen Vernunftgründen. Denn Politik ist kein gewerbsmäßig zu erlernendes und betreibendes Geschäft oder Handwerk, sondern eine Kunst, mehr Charakter als Geist, wie Thiers gesagt hat, die Anwendung des autonomen gesunden Menschenverstandes und die Nutzbarmachung des intuitiven Seherblicks des staatsmännischen Genies in den öffentlichen Angelegenheiten. Der Diplomat wird daher nie nach bestimmten Aufträgen und Vorschriften eines Verfassungskörpers, noch überhaupt nach einem überlieferten Schema politischer Staatsordnung handeln können, und würde regelmäßig in seinen Entschlüssen, Plänen und Entwürfen weit hinter der Zeit und ihren in die Zukunft weisenden Aufgaben zurückbleiben, wollte er dem notwendig schwerfälligen Mechanismus einer Volksvertretung, dessen Antriebkräfte Massenmeinung und Herdenanschauungen sind, sich unterordnen, statt ihm übergeordnet sich zu betätigen. Sein Wirken ist am ehesten der Leistung eines großkaufmännischen Unternehmers zu vergleichen, der in allen Erdteilen seine Agenten und Vertreter hat, um über die Geschäftskonjunktur schnell, genau und zuverlässig orientiert zu werden und mit Hilfe dieses vielmaschigen Erkundungsdienstes, wagemutigen Zugreifens, energischen Handelns jede Gewinnmöglichkeit, jeden Entwicklungsvorteil und jede Gelegenheit der Mattsetzung von Gegenspiel und Wettbewerb wahrzunehmen. Er muß sich wohl von den seelischen Grundstimmungen und den idealistischen Zielstrebigkeiten des nationalen Lebens tragen lassen und sich ihren Normen anpassen, sie aber zur Gestaltung und Wesensbedeutung führen in freier, unabhängiger Schöpferkraft und auf selbstgewählten Linien seines Organisationsvermögens, nach Maßgabe seiner überlegenen Kenntnis der Weltlage und des persönlichen Feldherrentalents, deren wirbelnd durcheinanderfließende und wirr gegeneinanderstoßende Elemente zu meistern. Der diplomatischen Kunst

wird daher stets ein Unterton des Geheimnisvollen, dem Denken und den Vorstellungen der Menge Entrückten bleiben, und niemals wird sie vor die Öffentlichkeit mit einem in Einzelheiten festgelegten Voranschlag ihres Haushalts treten können. Wie die Weltlage mit jedem Sonnenaufgange neue Horizontfärbungen zeigt, so ist die Entwicklungsfähigkeit eines gesunden Volkskörpers unendlich mannigfach und lockt mit jedem Tag zu neuen Aufgaben; folglich können auch die Amtsstellen, die Pflegerinnen seines Wachstums sind, nicht mit einem Glaubensbekenntnis sich binden: Das ist unsere Sendung, das unser Ziel und Kurs nach festgelegtem Programme!

La Rochefoucauld hat den Diplomaten die kluge Mahnung ins Album geschrieben: „Dans les grandes affaires, on doit moins s'appliquer à faire naître des occasions qu'à profiter de celles qui se présentent." Er hat damit in feiner Weise die Kurve gezeichnet, auf der die Diplomatie vom Stil der Entente-Periode in ihrer Verbrüderung mit den „acherontischen Gewalten" von der Richtlinie der Gesetze Bismarckscher Zeit immer mehr abbog. Ein Staatsmann, der, ein Vertreter der autoritären Staatsidee, einer übergeordneten und festgegründeten monarchischen Gewalt von friedlichem Charakter — wie er zweifellos der Regierung ebensowohl Wilhelms I. wie Wilhelms II. eignete — verantwortlich fühlt, der hat keinen Grund, ja kaum die Möglichkeit, politischen Lorbeern auf den Wegen einer glücksspielerischen Gelegenheitsmache nachzujagen, wird vielmehr sich begnügen müssen, das Mühlwasser der sich bietenden Gelegenheiten so zu leiten, daß es die Räder und Züge des staatlichen Mahlgangs in ruhiger, förderlicher und zweckgemäßer Weise vorantreibt und bewegt. Anders der Staatsmann, der allein der vielköpfigen Macht und dem vieldeutigen Willen einer Volksvertretung Rechenschaft schuldet. Die Versündigung gegen das Rochefoucauldsche Gesetz liegt für ihn nur zu nahe. Die Aufsicht, die das Rad seiner Politik

in gemessener Schwingungsbahn festhalten soll, besteht, wie gesehen wurde, im Grunde nicht oder ist doch an eine Stelle gerückt, wo sie fast nur noch als Ja- und Neinsagemaschine sich betätigt, ähnlich dem Verhältnis, das zwischen den meisten Generalversammlungen und den Aktiengesellschaftsleitungen herrscht. Auf der anderen Seite ist er doch wieder gezwungen, sein politisches Instrument den Volksstimmungen anzupassen, wie sie von unverantwortlichen Stellen aus in den Massen mit niedrigen Mitteln erzeugt werden. Die ganze dunstige Atmosphäre erscheint so darauf angelegt, die diplomatische Mittelmäßigkeit mit dem „l'air d'un géant dans un entresol", von dem Talleyrand witzig gesprochen, auf den Sockel der Weltberühmtheit zu erheben. Die Leistungen eines Grey, Delcassé, Iswolski sind an sich bis zu der Grenze, wo die Politik vor der Schranke des Moralgesetzes haltmachen muß, will sie nicht, mit dem Schicksal und den höchsten menschlichen Gütern spielend, deren Zug zur Entgleisung bringen, gewiß bewundernswert. Der Leiter des Foreign Office konnte, der keineswegs besonders glänzenden Vereinsamung Englands ein Ende setzend, dieses zum Mittelpunkt eines politischen Spinngewebes machen, indem sich nicht nur Frankreich und Rußland und die dii minores der europäischen Entente-Kommanditgesellschaft, sondern auch Japan und selbst, mehr als man es ahnte, das stolze Sternenbannerreich verfingen. Delcassé und seine Helfershelfer vermochten Frankreichs Stimme eine politische Bedeutung zu geben, die dem Land an sich, nach Maßgabe seiner militärischen und wirtschaftlichen Kräfte, nicht zukam, und die um Iswolski brachten es fertig, daß das zarische Reich sein auf den mandschurischen Schlachtfeldern zertrümmertes Ansehen überraschend schnell wieder aufzubauen und, indem es das Schwergewicht seiner Politik wieder nach dem Westen verlegte, hier mit Hilfe des allslawischen Popanz als ein durch seine Masse trotz fehlender innerer Kraft gewaltiger Herr

sich aufzuspielen imstande war. Gleichwohl fehlte allen diesen Staatsmännern der Zuschnitt des wirklich Großen, und keiner genoß, nicht einmal unter den eigenen Bundesfreunden, das Ansehen einer Vertrauensperson. Keiner von ihnen meisterte in Wirklichkeit das weltpolitische Steuer, vielmehr wurde jeder durch eine rätselhafte und doch dem aufmerksamen Beobachter deutlich fühlbare geheimnisvolle magnetische Kraft gemeistert, die sie ewig unruhevoll auf den Verlegenheitsstühlen des Verschweigens, der Spitzfindigkeiten, Doppeldeutigkeiten umherrücken ließ. Als in England ein Perris, Morel für eine ehrliche Freundschaft mit Deutschland sich einsetzten, als der Honigmond der Verständigungsausschüsse anbrach, setzte man in Downing Street die Maske freundwilligen Wohlwollens auf, seifte den zu vertrauensseliger Anbiederung neigenden Fürsten Lichnowsky ein und spielte unter der Decke das alte deutschfeindliche Spiel mit eher verstärkter als geschwächter Stromeinschaltung fort. Und als schließlich der Tag der Entscheidung kam, als Mars und das Weltgericht die Stunde regierte, trat das Merkwürdigste und doch schließlich Natürliche ein, daß, so sehr man allerseits über die Vergewaltigung der Völkerrechte durch die diplomatischen Geschäftsführer gezetert hatte, nirgendwo, nicht in London, nicht in Paris, von Petersburg ganz zu schweigen, eine Parteigruppe aufstand, die eine genaue Begründung und Darlegung der Ursachen der ganz Europa in unabsehbares Unheil stürzenden Krise und der Maßnahmen, ihren Drohungen zu begegnen, verlangt hätte.

Die Wurzeln dieser Widersprüche und Seltsamkeiten aufzulockern, bedarf es einer Kritik der Wechselbeziehungen zwischen Diplomatie und dem „anderen Volksparlament", der Presse.

1911 veröffentliche Henri Pozzi auf Grund bester Sachkenntnis eine eingehende Studie über die „Entwicklung der englischen Presse", die um so bemerkenswerter erscheint, als

sie bei lebhafter Anerkennung und Bewunderung der Leistungen der „siebenten Großmacht" letzten Endes doch zu einem fast vernichtenden, jedenfalls schwermütig-schwarzseherischen Urteil gelangt. Es seien daraus folgende Leitsätze angeführt:

„Die Mißgeschicke, Schwankungen, Irrtümer der britischen Politik, die unleugbare Abschwächung ihrer Angriffskraft in der Welt ... sind zum großen Teil das mittelbare, aber unbestreitbare Werk der Presse. Da sie von der Kundschaft des niederen Bürgerstandes und des Volkes lebt, hat sie sich gezwungen gesehen, die kleinlichen, dumm-selbstsüchtigen und ängstlichen Ideen der mittleren Klassen zu übernehmen ... Vordem bemühten sich die großen Organe der englischen Presse, ihre Leser durch Prinzipiengefechte und Ideenaussprachen dahin zu bringen, daß sie ihren Standpunkt teilen sollten. Sie leiteten sie, ihren überlieferten Programmen oder den allgemeinen politischen Bedürfnissen getreu. Damals hatte der Journalismus den Charakter eines Priestertums, und von jener Epoche an datiert der großartige Aufschwung der britischen Macht. Bisher ist eins der interessantesten Charaktermerkmale der englischen Presse stets die hervorragende Stelle gewesen, die bei ihr der Entwicklung und Erörterung der politischen und sozialen Probleme eingeräumt wurde ... die Übersichtstabellen standen neben den vergleichenden statistischen Tafeln in den „tracts" und „leaflets", und diese Erziehungsliteratur ward in Millionen von Exemplaren gekauft: so groß ist das Interesse, das die Engländer den Tagesfragen, selbst rein fachlichen, entgegenbringen. Im Gegensatz dazu ist es von vornherein das kennzeichnende Merkmal der Blätter mit großer Auflage, daß sie sich ins Schlepptau der Bestrebungen und Geschmacksrichtungen der Volksmassen hängten, aus denen sich die Mehrzahl ihrer Leser rekrutiert. Der Reporter ist an die Stelle des Polemikers und des Denkers getreten. Die Redaktionssäle sind in den meisten Fällen zu Kontoren geworden, in denen man Novellen, Feuilletons, Skandal und Reklame verhandelt und verkauft. Die Presse, die jetzt ein Träger der Vorurteile und Leidenschaften der Menge ist, anstatt ihre geistige Führerin und Beraterin zu sein, ward eine Quelle von Verwirrung und Schwäche für das Staatswesen, indem sie mit den Vertretern der nicht genügend gebildeten und entwickelten Klassen Gefühle und Bestrebungen zur Macht gelangen läßt, deren Triumph immer mit einer Verdunkelung der nationalen Größe und einer Verengung des Ge-

sichtsfeldes der Politik zusammenfällt. Das hat sich bei England in geradezu beängstigender Weise bezeugt ... Die moderne Demokratie zeichnet die Presse wie auch alles andere, was sie anrührt, mit dem Stempel der Mittelmäßigkeit ... Aus denen, die so lange Zeit hindurch Verbreiter von Licht und Ideen waren, hat sie Marktschreier und Anreißer gemacht, wenn sie nicht noch schlimmeres getan hat. Das schlimmste aber ist, daß viele Zeitungen dahin gekommen sind, nicht mehr frei sprechen zu können. Denn die Wahrheit verlangt, um verstanden und aufgenommen zu werden, in der Tat eine Auslesestimmung und eine höhere Bildung, und die modernen Demokratien besitzen weder das eine noch das andere. Nur wer ihren Interessen und ihren Begierden schmeichelt, hat ihr Vertrauen und ihre Gunst. Und alle ihre Diener kriechen um die Wette vor ihr und opfern ihr unzählige Male das Gewissen ... Sie sind das Spiegelbild ihres Publikums. Es greift zu ihnen, weil es in ihnen sich wiederfindet, und jeder, der sich in Gegnerschaft bemüht, es auf seine Irrtümer aufmerksam zu machen, vor den Leuten, die seine Schwächen ausbeuten, zu warnen, es zu unterrichten, es auf eine höhere Stufe zu heben, wird sein Feind ... Denn ein kaufmännisches Unternehmen, und das ist aus der modernen Zeitung geworden, hat gegen seine Aktionäre kein Recht mehr und besitzt keine Mittel mehr, sich für Prinzipien zugrunde zu richten. Das macht die Übel, an denen die zeitgenössische englische Presse leidet, unheilbar, und die Abhilfemittel, die man dagegen zu finden geglaubt hat, zu Trugwerk."

Alles das gehört, obwohl scharf, manchmal vielleicht überscharf, mit zu dem Besten, was über das Verhältnis der Presse zur modernen Demokratie und ihrem Einfluß auf das politische Leben gesagt worden ist. Der berüchtigte Harmsworth-Konzern, der als Hauptturm im verworfenen Felsengewirr der üblen, hier gekennzeichneten Zeiterscheinungen aufragt, hat sich zugleich an die Spitze der blinden und gehässigen Deutschenhetze gestellt, und sein in die plutokratisierte britische Pairie aufgenommener spiritus rector gilt daher in Deutschland fast als eine Verkörperung alles Bösen, in dessen Sümpfe die internationale Presse durch ihre Völkerverhetzung hineingeraten. Das Urteil ist sehr einseitig. Lord Northcliffe ist vielmehr in seiner Art ein Idealist, wenn auch ein utopischer

mit dem Biceps der englischen Moral des Geldmachens. In der North American Review hat er einmal sein Glaubensbekenntnis niedergelegt und ausdrücklich erklärt, daß er kein Anhänger von Ringen und Monopolen sei. Aber die Trustbildungen seien nun einmal eine unausweichliche entwicklungsgeschichtliche Organisationsform des modernen Wirtschaftslebens, und es gälte, ihnen die beste Seite abzugewinnen. Zu diesen Lichtseiten gehöre vorab, daß ein monopolisierendes Zeitungssyndikat kraft seiner Machtfülle alle wertlosen Schablonennachrichten weglassen, die vorzüglichsten Federn sich sichern und den besten, zuverlässigsten Nachrichtendienst organisieren, Religion, Philosophie, Schulwesen, Handel, Recht, Medizin, Technik auf streng wissenschaftlichem Boden in gediegenen regelmäßigen Wochenbeilagen behandeln, der immer mehr aufwuchernden Schmutzpresse ein Ende machen und so die denkbar höchste erzieherische Wirkung ausüben könne. „Wie müßten alle Missetäter und die Feinde des Gemeinwohls zittern, wenn die überwältigende Mehrheit der Presse eines Landes mit der gleichen Stimme spräche, die gleichen Grundsätze verföchte und die gleiche Politik unterstützte!" Leider ist offenkundigerweise die Harmsworth-Presse nicht ein Turnierfeld geworden, dessen Kämpfer die Missetäter zittern machen, sondern umgekehrt: ein Tummelplatz, auf dem die Feinde des Völkergemeinwohls freiesten Spielraum zu ihren verderblichen Anschlägen hatten. Seine gewaltigen Erfolge verdankt Harmsworth einzig dem Geschick, mit dem er durch beschleunigten Nachrichtendienst und billige Zeitungslieferung in gewaltigen Mengen zunächst einen großen Teil der finanziell schwachen Provinzpresse totschlug, dann von den so gewonnenen Außenstellungen aus mit Erfolg Bresche in die Hochburg der Londoner Organe alten Stils legte und darauf sein Angriffsfeld durch die Waffe der Kommerzialisierung des Zeitungswesens und die Verbrüderung mit dem internationalen Kapital immer weiter über alle Erdteile

ausbreitete. Es ist klar, daß ein solches Unternehmen aus persönlichen wie aus geschäftlichen Gründen ebensowohl das Schlechte wie das Gute zu boykottieren sich veranlaßt fühlen kann, ja daß die letztere Neigung häufig vorwiegend wird. Denn seine Durchsetzung mit dem Schwatzhaften, Kleinlich-Vorurteilsvollen und Klatschsüchtigen, das in der Provinzpresse oft so wunderliche Blüten treibt, mehr noch sein wahlloses Buhlen um die Gunst der Massen mit ihrer Sensations- und Schmähbegier, ihrem Bedürfnis, immer wieder durch Neues, Überraschendes, nie Dagewesenes aufgepeitscht zu werden, mußte die Leiter sehr bald zu der Überzeugung führen, daß mit der Aufstachelung solcher Instinkte und Leidenschaften sehr viel bessere Geschäfte zu machen sind als mit der Pflege von „Religion, Philosophie" und so weiter. Und wenn nun ein solcher internationalisierter Zeitungsmammut seine Tatzen auf die Nervenzentren der öffentlichen Meinung in aller erreichbaren Herren Länder legt, so ist nicht minder offensichtlich, daß das Leitmotiv des Schmähens, Herunterreißens, Verleumdens von dem engen Raum des örtlichen spießbürgerlichen Parteitratsches auf das weite Gebiet des Klatsches in der Völkergesellschaft übergreifen muß, um hier tausendmal gefährlicher zu wirken als vordem.

Das ist der Giftboden, aus dem die „höllischen Latwerge" der Lügeneinkreisung Deutschlands erwuchsen, das ist die Macht, die auf die Wechselbeziehungen zwischen öffentlicher Meinung, Parlament und Regierungspolitik so unheilvoll einwirkte. Dem Volk steht die Presse, deren Organe täglich und in tausend Zungen zu ihm reden, sehr viel näher als die von ihm erwählte parlamentarische Vertretung, die nur zeitweilig zusammentritt und deren Reden und Gegenreden, selbst wenn sie um der Stimmungsmache willen zum Fenster hinaus gehalten werden, an seinen Ohren vorüberrauschen wie das Säuseln des Waldes am Wanderer. Die Politik, die am grünen Tisch der Diplomatie gemacht wird, erscheint ihm vollends wie

ein in unerreichbaren Höhen auf unberechenbaren Bahnen sich bewegendes Himmelsgestirn. Und je gewissenloser eine kommerzialisierte Presse den Volksstimmungen schmeichelt, je eifriger sie aus ihren Kelchen geschäftlichen Honig saugt und je mehr sie ihre Wechselströme in entladungsgefährlichem Konduktor sammelt, desto stärker müssen die Spannungen zwischen den Polen dieser Machtfaktoren, desto größer aber auch die Abhängigkeiten der verantwortlichen Stellen oben von den unverantwortlichen Stellen unten werden. Lord Lansdowne konnte noch mit stolzer Genugtuung erklären: „Ich habe oft Schwierigkeiten gehabt, meine ausländischen Freunde von der Tatsache zu überzeugen, daß die britische Regierung in keiner Weise für die von der Presse des Landes zum Ausdruck gebrachten Meinungen einstehen und sie unter diesen Umständen natürlich erst recht nicht beeinflussen kann.“ Die Behauptung des Vorgängers Sir E. Greys gilt gegenwärtig in keiner Weise mehr. Leitartikel der Times verraten heute oft in jeder Zeile, ihrer Form und der positiven Unterrichtungsgrundlage nach, daß sie nichts sind als mittelbare Kundgebungen, Unterweisungen, Rechtfertigungen des Foreign Office. Daran ist wenig auszusetzen; um so übler wirkt die Tatsache, daß umgekehrt die Presse immer mehr Mittel findet, die Regierungspolitik nach ihrem Willen zu gängeln: nicht nur deshalb, weil die Minister, je selbstherrlicher sie sich über die Volksvertretung erheben, desto mehr dem unmittelbaren Druck der Volksmassen nachgeben müssen, deren Leitung in den Händen der großen Pressetrusts liegt, sondern auch, weil die Häuptlinge dieser Monopolschöpfungen wieder nur Organe der übergeordneten Großkapitalmacht sind, mit der die regierende Aristokratie in engster Verschwägerung lebt. Alles das freilich sind verhängnisvolle Wirrungen und Irrungen, die sich nicht nur in Demokratien, sondern ebensogut bei deren Gegenfüßlern, absoluten Monarchien, bemerkbar machen, wie es das Beispiel der Nowoje Wremja in Rußland im schärfsten

Lichte zeigt. Nach dem Tode des vielbewunderten Herausgebers Suworin wurde die „Neue Zeit", die so wenig ihrem fortschrittlichen Namen Ehre gemacht hat, in eine Aktienr gesellschaft umgewandelt, deren Anteile allmählich sämtlich von London aufgekauft wurden und seit 1912 im Besitz de-Harmsworth-Genossenschaft sind. Hatte das Blatt schon nach dem Berliner Kongreß tapfer in das Horn der Deutschlandhetzer geblasen, so ging es nach der Verschwisterung des Rubels mit den Pfundnoten gänzlich in der allslawischen Marktschreierei, Juden- und Deutschenhetze und später in der Entente-Verherrlichung auf und — machte glänzende Geschäfte. Die Inserateneinnahmen schwollen in die Millionen, der berühmte Menschikoff, der aus einem überzeugten Liberalen ein noch überzeugterer Konservativer geworden, bekam für seine „Kilometerartikel" fürstliche Zeilenhonorare und erfreute sich eines Schriftleitereinkommens von mehr als 100000 Mark. Zugleich aber verengten sich immer mehr die Beziehungen des zum Multimillionär gewordenen Unternehmens zu den Sphären der herrschenden Bureaukratie und Plutokratie, wie es mehr als ein Bestechungsprozeß nur zu deutlich nachgewiesen hat, und verdichteten sich die Sprachrohrgemeinschaft und die Bindungen gemeinsamer politischer und geschäftlicher Reklame mit Paris, London und der Times-Genossenschaft: das ist der sumpfige Saat- und Fruchtboden der nicht beamteten, aber mit Amtsmachtdeckung arbeitenden internationalen Pressediplomatie.

Blickt man so in den Irrgarten politischer Sackgassen, Winkel- und Wechselgänge, wie ihn das neue Jahrhundert üppig und völkerverderblich hat emporwachsen lassen, so möchte man verzweifeln, ob jemals die Diplomatie auf einen festen, über den Strom gehässigen und mit niedrigen Mitteln geführten Völkerkampfes ragenden Granitstandgrund wird gehoben werden können, um nach rechtlich gesicherten und moralisch würdigen Normen ihrer Aufgabe zu genügen, das

völkisch-gesellige Leben in die gemessenen und wohltätig geordneten Bahnen zu lenken, in denen sich die Entwicklung eines einzelnen vorgeschrittenen Staatswesens vollzieht. Dennoch liegt im Grunde der Schlüssel wenigstens zur ideellen Lösung des scheinbar unentwirrbaren Schicksalsproblems nahe genug. Gemeinhin darf der Satz, daß die Volksindividualität der Idee der Menschheit näher stehe als die Individualität eines einzelnen, weil jene die Summe vieler Individualitäten sei, als richtig gelten. Aber bei Festhaltung des Grundgesetzes, daß Politik vom Machttrieb untrennbar ist, kann erst recht nicht die Wahrheit bestritten werden, daß für die Berufung einer Nation zur Herrschaft, nach der sie strebt, nicht so sehr der Volksgedanke als der Staatsgedanke maßgeblich ist, weil nur er aus den verschiedenen Individualitäten — das bezeugt die Geschichte aller großen Reiche, vom römischen angefangen — ein machtvolles Ganzes schmieden kann. Hier aber sind, wie es wiederum der heutige Weltkrieg deutlich und tragisch beweist, letzten Endes unbedingt die harten Worte gültig, die Fichte in seiner Entrüstung über die damalige Schlaffheit und Entartung der preußischen Politik geprägt hat und mit denen er, der Idealist, ganz auf den Boden des Realismus Machiavellis tritt: „In den Verhältnissen zu anderen Staaten gibt es weder Gesetz noch Recht, außer dem Recht des Stärkeren, und dieses Verhältnis legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung auf die Verantwortung des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral in eine hohe sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: Salus et decus populi suprema lex esto . . . Überdies will jede Nation das ihr eigentümliche Gute so weit verbreiten, als sie irgend kann und, soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben zufolge eines von Gott den Menschen eingepflanzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker beruht." Die Streitfrage, ob die mon-

archische oder die demokratische konstitutionelle Staatsform die bessere sei, kann dabei ganz unberücksichtigt bleiben: jedenfalls vermag der Sieg des Staatsbewußtseins nur dann zum Guten sich auszuwirken und das Recht als Band zwischen Staatskunst und Sittlichkeit zu Ehren bringen, wenn nicht die Quantität der Staatsgewalt auf Kosten der Qualität vermehrt wird. Das aber ist die unverkennbare Sünde der modernen Demokratien, daß sie, angefangen mit der Presse bis hinauf zu den höchsten Ministerstellen, immer mehr den breiten Massen sich in die Arme geworfen haben, statt sich auf die Schultern der politisch, geistig und sittlich gehobenen Auslesegruppen zu stellen und im Bund mit ihnen zugleich im internationalen Verkehr deren vornehme Kräfte und veredelnde Entwicklungsstrebigkeiten zur Geltung zu bringen. Jedes Extrem bringt erfahrungsgemäß und naturgesetzlich ein anderes hervor, das dessen Verneinung und Vernichter ist; so kann es nicht wundernehmen, daß auf den Rücken der Massenherrschaft sich eine modern frisierte, in Wirklichkeit reaktionäre Diplomatie geschwungen hat, die durchaus den Geist der alten Kabinettsgeheimkünste atmet. Zu den segensvollen, reinigenden Wirkungen des Weltkriegsturms wird — das darf zuversichtlich erhofft werden — das Abschütteln dieses Nackenreiters mit der sich durchsetzenden Erkenntnis gehören, daß der Demokratismus sich selbst den Kopf einrennt, wenn er das Staatsgrundgesetz „Autorität, nicht Majorität" über den Haufen werfen will, und daß er nicht auf die Erwürgung des aristokratischen Prinzips, das Goethe das einzig Wahre und das Beste nennt, ausgehen, sondern eine Paarung mit ihm als dem gegebenen Ausgleichsmittel zwischen Einzel- und Gesamtinteresse suchen muß. Denn das Generalisieren der politischen Rechte verbürgt noch keinerlei wirklichen Fortschritt. Die Verwirklichung der Freiheitsideen kann in förderlicher Weise nur entsprechend dem alten, echt deutschen Volksherrschaftsgedanken von der

individualistischen Grundlage der Verpersönlichung des Rechtsstaats im einzelnen Bürger und in ständigem Kampf gegen das spießbürgerliche Umschmeicheln des Persönlich-Nützlichen, im unablässigen Ringen für die Hinaufentwicklung des Menschlich-Adligen in und durch die Totalität der Volkskräfte geschehen: in der Sonnensphäre einer solchen gehobenen und veredelten Weltanschauung wird auch die Diplomatie ihres Amtes mit tiefer verankertem Verantwortlichkeitsbewußtsein dafür, daß die staatlichen Machtgesetze dem universellen Sitten- und Pflichtengesetz sich angleichen, walten können.

In den Einfallswinkeln solcher kulturgeschichtlichen und kulturmoralischen Belichtung des Problems wird zugleich die Frage des Ausgleichs der Gegensätze zwischen deutscher Diplomatie und deutscher Volksvertretung und Presse wesensbestimmter und löslicher.

Daß unserer Diplomatie eine vertraute und zuverlässige Fühlung mit der Öffentlichkeit, mit den Volksstimmungen und erwählten Volksboten häufig fehlt, ist eine oft gerügte Tatsache, wenn es auch als eine offenbare Verdrehung der Wahrheit erscheint, darum zu behaupten, die Steuerung unserer auswärtigen Politik erfolge von einer unberechenbaren und unverantwortlichen Stelle aus, und wenn es auch nicht minder offensichtlich gänzlich verkehrt ist, dieses angebliche Übel als Folge unseres monarchischen Regierungssystems hinzustellen. Der Angelpunkt der Streitsache liegt vielmehr so, daß das Merkmal des wirklich großen Staatsmanns seine unbedingte selbständige Führerschaft ist, die nicht nach rechts und links ängstlich um Parteimeinungen fragt, sondern unbekümmert um diese geradeaus den selbstgewählten und als richtig erkannten Weg vorwärts schreitet. Mit anderen Worten, das Gleichklangverhältnis zwischen einer Nation und ihrer bestellten diplomatischen Leitung ist nichts als eine Frage wechselseitigen Vertrauens. Das kraftvolle Aufblühen dieser zarten Pflanze aber verhindert das erdrosselnde Schling-

gewächs ständischen und parteiischen Kastenwesens. An den oberen — nicht an allen und am wenigsten an den höchsten Stellen — nistet noch zu viel Selbstherrlichkeitsgefühl als Bodensatz feudalistischer Überlieferungen, obwohl die deutschen Parlamente trotz aller Untugenden, die ihnen anhaften mögen, unter allen Volksvertretungen nach Maßgabe ihrer Arbeitskraft und -willigkeit als der empfänglichste Saatboden für vertrauliches politisches Zusammenwirken erscheinen. Und gleiches gilt glücklicherweise von der deutschen Presse. Sie hat sich noch am kräftigsten gegen jene zersetzenden Einflüsse der Kommerzialisierung zu wahren verstanden und ist noch am reichsten an führenden Organen, die männlich, opferwillig und unabhängig ihre Parteisache vertreten und daher die Funkenspruchleitung des Verstehens zwischen Regierung und Volk zu bedienen am besten fähig und geeignet sind. Auf der anderen Seite ist freilich nicht zu verkennen, daß umgekehrt in den unteren Regionen noch sehr viel mehr in törichtem und leichtsinnigem Zerstören der Schonung und Pflanzschule des Vertrauens mit plumpen Füßen gegen die Regierung gesündigt wird. Wenn einmal jeder Krakehler auf Herz und Nieren prüfen wollte, wieviele von den tausenden gegen die Diplomaten geschleuderten Vorwürfen sachlich und unzweifelhaft begründet sind, welch kleiner Schmelzrest würde als harte Substanz vor dem Anklagegebläse übrig bleiben? Und wieviel wäre vielleicht schon geholfen, wenn nur jeder mit der halben Eierschale auf dem Kopf aus dem Nest gefallene kritische Kiebitz sich erinnern wollte, daß selbst ein Bismarck einst in der Paulskirche von den Abgeordneten fast einmütig verlacht und verhöhnt worden ist! Dabei erscheint gerade dem Staatsmann gegenüber, dem Amt und internationale Verbindlichkeiten die Verteidigung meist verbieten oder sehr einschränken, sorgsamste Prüfung aller Vorwürfe auf ihre Stichhaltigkeit als Pflicht einfachsten Anstands! Eine große und machtvoll emporgestiegene Nation, die sich immer als

unglückliches Opfer unfähiger Führer bejammert, darf man wohl, nach der Warnung des Arkas an Iphigenie, undankbar nennen, und diese Undankbarkeit ist wiederum im Grunde nichts als eine Nebenwirkung des Mangels an Autoritätsgefühl, das unseres Zeitalters moralische Herzschwäche bildet. Aber Shakespeares großes Wort:

Reverence is the angel of the world

bleibt bestehen, und wenn seinem kategorischen Imperativ sich das deutsche Volk wieder beugen lernt, dann wird es, selbst besser geworden, auch die besseren diplomatischen Lebensführer haben, nach denen es sich sehnt. Denn eines Volkes hochsinniges Vertrauen ist der Formtiegel des Erzes seiner großen Staatsmänner, wie umgekehrt deren Größe das Volk zu politischer Denkhöhe hinaufzieht.

11. Der Mittelsmann Völkerrecht

Als der Humanismus unterging, kam der Darwinismus auf, der die Ethik durch die Naturwissenschaft, die Eigenheitsmaßstäbe durch die Massenmaßstäbe ersetzte, der die Herdenmachttriebe der Klassen und Rassen entfesselte, den Zeitgeist auf Sozialismus, Nationalismus, Imperialismus stimmte, eine neue heroische, aber auch zur Scheinkultur neigende Epoche der Anhäufung äußerlicher Güter bei innerer Verarmung, des Dutzendmenschentums, der Zerstückelung und Mechanisierung der Lebensbetätigung und der Zersetzung der individuellen wie nationalen Daseinsinhalte anbahnte. An den Polen des so auseinandergetriebenen Gleichgewichtes menschlichen und sozialen Seins sammelte sich schließlich auf der einen Seite das arbeitende „internationale" Proletariat mit schwieligen, drohenden Fäusten, auf der anderen Seite die Gewalt der Plutokratie und der ihr nur zu oft dienstbaren Staatsmänner und Diplomaten mit gepflegten Händen,

welche die Lose der Völker in ihrer Urne nach geheimen Zunftgesetzen schüttelten. Da die Spannungen des Konduktors mit gewaltsamer Entladung drohten, besann man sich wieder mehr denn je auf das Ausgleichsmittel internationaler Rechtsordnung und schaltete das moderne, im Zeichen des Pazifizismus stehende Völkerrecht als Widerstand ein.

Einem ausgebildeten Völkerrecht begegnet der Geschichtsforscher zum erstenmal im alten Hellas auf nationalgriechischer Grundlage: die verschiedenen kleinstaatlichen Polisbildungen waren durch enge Stammesverwurzelung und Gesittungsverwandtschaft miteinander verbunden, und ihr lebhafter geselliger Verkehr erforderte die Regelung durch ein Rechtswerkzeug, für dessen Entwicklung eben durch jene Blut- und Kulturgemeinschaft der natürliche Fruchtboden bestellt war. In gleicher Weise entstand später unter den italischen Stämmen das ius fetiale, aus dem dann, als Rom zu weltbeherrschender Macht emporgestiegen, das ius gentium wurde. Dieses römische Imperium war nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich die großartigste nationale Schöpfung, welche die Erde bis dahin gesehen: ein Staatswesen von wahrhaft universellem Charakter, das seine Sprache, sein Recht, seine Literatur und Kunst, seine Lebensgesetze und Gesittungsbegriffe zur Leuchte eines riesenhaften Kuppelbaus machte, unter dessen Schutz die Völker der gesamten Mittelmeer-Machtsphäre und fast ganz Europas wohnten. Der staunenswerten politischen Leistung entsprach das Wesen des verkittenden Völkerrechts, in dessen antiker Fruchtkapsel bereits alle Keimzellen der heutigen Entwicklung dieser Rechtsmaterie vorgebildet sind. Als der römische Turm dann unter dem teutonischen Ansturm zusammengebrochen war, erkannten zunächst auch die germanischen Fürsten Byzanz als legitimen Erben der Weltstaatsidee und ihrer Rechtsmacht an, bis in den Völkerwanderungskatastrophen dieses imperialistischen Gebildes Glücksstern ebenfalls erlosch und nun ein

gewaltiger Riß Westen und Osten zerspellte. Denn das Reich Karls des Großen versuchte vergebens, das alte römische Zäsarentum zu erneuern. Das Morgenland trennte sich endgültig von ihm in der Form des islamischen Kirchenstaats mit seinen sehr primitiven, aber doch sehr wirksamen Rechtsbindungen, die sich aus dem Koran, dem Kidjas (Folgerung), dem Idschma (consensus ecclesiae) und dem Adet (Gewohnheitsrecht) allmählich zur Scharia verwebten. Das europäische Völkerrecht aber, dessen Brückenträger das heilige römische Reich deutscher Nation war, vegetierte kümmerlich in zwitterhaftem, blutarmem Dasein dahin, hauptsächlich deshalb, weil der Gegensatz von Rom und Deutschland nicht nur in den Spannungen von kirchlichen und weltlichen Machtansprüchen, sondern auch in tiefster kulturethischer Antithese wurzelte. In der Blütezeit des Humanismus suchte dann Grotius mit der Medizin seines „De iure belli ac pacis" dem Siechen wieder auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer das Völkerrecht aus einem voraussetzungslosen, aber intelligiblen Naturrecht ableiten wollte; erst im 18. Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philosophischen Traumreich auf den geschichtlichen Felsgrund zurückgeführt, um hier in den Stürmen der Zeiten wie eine harte Bergesche langsam, spärlicher Nahrung, aber kernig emporzuwachsen.

Heute aber hat seine Krone jählings der Blitz getroffen. Nach den bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen des Weltkriegs wird, abgesehen von gutgläubigen und unheilbaren Friedensschwärmern, für lange Zeit jeder ehrliche und unbefangene Politiker und Staatsmann, namentlich in deutschen Landen, wenig Herzensfreude verspüren, an Völkerrechtsberatungen teilzunehmen und, wenn er dennoch amtlich oder moralisch sich dazu verpflichtet fühlt, mit äußerstem Mißtrauen in die Verhandlungen eintreten. Das mörderische Völkerringen begann charakteristischerweise mit einem er-

klärten formellen Völkerrechtsbruch deutscherseits, der aber, wie es die nachträglichen aktenmäßigen Nachweise bezeugten, und wie es für alle, die den Winkelzügen der Entente-Politik ein aufmerksames Auge geschenkt hatten, längst als ein offenkundiges Geheimnis erschien, nichts als die militärisch unbedingt notwendig gewordene Parade gegen die von der gegnerischen Seite schon im Frieden vollzogene Außerkraftsetzung besiegelter Verträge durch die planmäßige Unterhöhlung der belgischen Neutralität war. Und nun folgte der ersten Sünde ein gänzlich gewissenloses Zertreten aller mühevoll gepflegten Saaten völkerrechtlicher Bindungen, also daß ohne Übertreibung gesagt werden kann, zwei gesittete, lediglich auf Ritterlichkeit haltende Nationen würden niemals in solcher allen Anstandsgesetzen hohnsprechenden Form miteinander gefochten haben, wenn sie in keiner Weise über irgendwelche Kampfesregeln papierne Abmachungen getroffen hätten. Ein geifernder Lügenfeldzug der Entente-Presse leitete das schimpfliche Spiel ein; dann folgte die sophistische Auslegung des Bannwarebegriffs, der nicht nur auf Güter aller Art, sondern auch auf Menschen willkürlich ausgedehnt wurde, die Gefangensetzung und Mißhandlung von hilflosen Greisen und Frauen, namentlich in den Kolonien, die Verwendung von Dumdumgeschossen, die Verstümmelung Verwundeter, die Organisierung des Franktireurunwesens, das wieder blutige Gegenmaßregeln herausforderte, die Beschießung offener Städte, ein Kesseltreiben gegen die deutschen Mächte mit dem erklärten Zweck und Ziel der Aushungerung ihrer nicht kriegführenden Bevölkerung, gleich als ob es gälte, einen Kannibalenstamm zu vernichten. Kurz, eine schärfere Absage an den vielgerühmten Internationalismus, der als höchster Zukunfts-Kulturfortschritt und als Überwinder des nationalen „Machtfanatismus" auf dem politischen Phrasenmarkt angepriesen zu werden pflegt, ist nicht wohl denkbar.

Dennoch hat der Zusammenbruch des Völkerrechtsgebäudes seine sehr natürlichen Ursachen und wäre voraus-

zusehen gewesen, hätte man ein feineres Gehör für die Lehren der Geschichte gehabt. Sie zeigt, daß Rechtsverpflichtungen unter Völkern Bestand und praktische Wirkung nur immer unter zwei Hauptvoraussetzungen haben können: Erstens, daß eine enge Gemeinschaft nicht etwa nur der allgemeinen, im Zeitgeisterreich irrlichtelierenden Kulturideen besteht, sondern vielmehr in den praktischen Kulturinteressen und dem aufrichtigen Willen, sie gemeinbürgschaftlich zu schützen. Zweitens, daß es eine übergeordnete zentrale Macht geben muß, die vermöge ihrer körperlichen Kraft und ihres moralischen Ansehens die Innehaltung der Rechtsverbindlichkeiten gewährleistet. Alle diese Grundbedingungen fehlten bei den Rechtsbildungen, die im Zeichen der Haager Friedensversammlungen standen. Die Rolle eines „Präsidenten Europas", die ein Carlyle Deutschland als „der friedlichst denkenden, frömmsten, stärksten und am meisten Achtung einflößenden von allen Nationen" zumaß und die es unter Bismarck tatsächlich durchhalten konnte, war ausgespielt. England als Manager des Entente-Rings verbündete sich mit dem gesittungsrohen und reaktionären Rußland, mit Japan, der von seinen eigenen weißen Dominien in ihrer Furcht vor der gelben Gefahr am meisten angefeindeten Vormacht des Mongolentums, und suchte sonst wahllos Freundschaften in der ganzen Welt, einzig um seiner verbohrten Idee der Einkreisung Deutschlands willen und ohne Rücksicht auf irgendwelche Kulturgemeinbürgschaft zu werben: und wieder war, unzweideutig wie nur je, seine Politik auf das alte Rezept der Entzweiung der europäisch-festländischen Nationen gestimmt, das als schlimmster Feind fortschrittlicher Völkerrechtsentwicklung sich seit alters bewährt hat. Die feierlichen Friedensakte im Haag hatten demgegenüber mehr den Charakter von Paradestücken und klingenden diplomatischen Orchesteraufführungen, deren schwungvolle und berauschende Musik es den heimlichen Entente-Drahtziehern um so leichter machte,

ihrer ganz anderen Zwecken zugewandten politischen Künste ungestört und wenig bemerkt zu walten.

Im übrigen war schon die Form der Verhandlungsführung in der holländischen Residenz wenig geeignet, den Völkerrechtstheorien gesunden, kräftigen, in der rauhen Wirklichkeit widerstandsfähigen Lebensatem einzuhauchen. Hatte man früher die juristische Regelung völkischer Streitigkeiten den Diplomaten überlassen, so wurde sie jetzt einem gelehrten Juristenkollegium zugewiesen, und bei der Errichtung des ständigen Schiedsgerichtshofes die juridische Instanz ausdrücklich der diplomatischen übergeordnet. Es soll in keiner Weise der fortschrittliche Wille dieser Körperschaft, noch die Summe ernster und nützlicher ideeller und rechtsschöpferischer Arbeit verkannt werden, die sie geleistet hat. Aber ein grundsätzlicher und verhängnisvoller konstruktiver Fehler des ganzen Systems ist trotzdem nicht zu übersehen. Die Diplomaten sind und bleiben doch schließlich die Staatsmänner, die nicht nur über ein gediegenes völkerrechtliches Wissen verfügen oder — vorsichtig gesagt — darüber, als der unentbehrlichen Grundlage ihres Berufes, verfügen sollen, sondern die auch den tiefsten empirischen Einblick in die Voraussetzungen und Möglichkeiten praktischer Verlebendigung, Anwendung und Fruchtbarmachung neu geschaffener Völkerrechtsnormen haben. Dieser ihrer Sachverständigkeit aber sicherte der Haag keinerlei ausschlaggebenden Einfluß, sehr zum Schaden der Sache. Auf der Organisationsgrundlage des zünftigen Juristentribunals wurde das Übereinkommen über die friedliche Beilegung internationaler Zwistigkeiten geschlossen, für das Verfahren eine Kodifikation, also eine von allen Vertragsstaaten als Ausdruck ihrer Rechtsanschauung verbindlich anzuerkennende Fassung vorbereitet und den streitenden Parteien eine vollständige Prozeßordnung und zugleich ein internationales Justizorgan, eben der Schiedsgerichtshof, zur Verfügung gestellt. Die Prozeßordnung

regelte neben dem schiedsgerichtlichen das Untersuchungs- und Vermittlungsverfahren in der richtigen Erkenntnis, daß sehr viel wichtiger als die Beilegung entstandener Streitigkeiten die Vorbeugung gegen deren Entstehen und Ausreifen ist; daneben wurde, da die allgemeine Kodifikation des Völkerrechts für absehbare Zeit utopisch bleibt, das Hauptgewicht auf den Ausbau völkerrechtlicher Judikatur in Verbindung mit der Schöpfung einer internationalen Akademie gelegt. Die Erfahrungen haben aber nur zu deutlich gelehrt, wie selten von den im Dienst der Vorbeugung oder Streitschlichtung stehenden schiedsgerichtlichen Einrichtungen bei Fällen irgendwie ernster Art Gebrauch gemacht wird; in klassischer Weise bewies das beispielsweise der berüchtigte Doggerbank-Fall, bei dem, obwohl er seiner Natur nach für die Haager Behandlung vorausbestimmt erschien, schließlich aus politischen und sentimentalen Gründen auf die diplomatische Vermittlung und Regelung zurückgegriffen wurde. Und nicht minder klar zeigte sich, wenn ja einmal das Schiedsgericht angerufen wurde, mit welch' unendlichen Schwierigkeiten, Langwierigkeiten und Kosten, die in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Streitsache standen, es verbunden war, zu einem halbwegs befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Man braucht in der Tat nur einen Vergleich anzustellen, wie es um die moderne Verbesserung einzelner wichtigster Völkerrechtsmaterien in der praktischen Durchbildung und Nutzanwendung steht, die schon eine frühere, an Friedenskonferenzen noch nicht denkende Zeit auf Grund rein diplomatischer Arbeit zu kodifizieren begonnen hat, so beispielsweise um das Seekriegsrecht (Pariser Deklaration von 1856), das Landkriegsrecht (Brüsseler Konferenz von 1874), die heute wieder so brennend gewordene Alabama-, will sagen Kaperkrieg- und Neutralitätsfrage (Washingtoner Konferenz von 1871), um zu erkennen, daß man im Haag wohl mit dem Entwurf großzügiger Reformpläne und mit deren logisch-schematischer Entwicklung

schnellen Schritts vorangeeilt ist, daß aber diesem Generalmarsch die Lösung der wichtigsten und dringlichsten Grundprobleme von praktischer Anwendung, Zuständigkeit und Wirksamkeit des Völkerrechts keineswegs standhielt. Andererseits ließ man in dem Maß, wie die Diplomaten in den Hintergrund zu schieben gesucht wurden, die Heerführer der Friedensheilsarmee in den Vordergrund sich drängen, was nichts anderes bedeutete als einen Rückfall in die spekulativen Ideologien des humanistischen Zeitalters. Nur mit dem Unterschied, daß damals wenigstens die „recta ratio" als Urquell eines nicht aus der Praxis der Geschichte entwickelten, sondern erkenntnistheoretisch gefundenen Naturrechts gesetzt wurde, während man sich jetzt mit dem gänzlich ätherisch-flüchtigen und chemisch unbestimmbaren Öl eines übernationalen Kulturethos salbte, was im Grunde auf nichts anderes hinauslief als auf eine Verallgemeinerung der von Bismarck so trefflich verspotteten, „im Cant der öffentlichen Meinung Englands üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle", deren Betätigung die Macht, die sie als Reklameschild aushängt, von den anderen erwartet, ohne daran zu denken, sie den eigenen Gegnern zugute kommen zu lassen.

Aus solchen Einblicken in den eigentümlichen politischen Zersetzungsprozeß am Pol des Völkerrechts erklärt sich einigermaßen deutlich der seltsame Widerspruch der Schicksalsironie, daß die Blütezeit der Friedenspropaganda in Wirklichkeit eine Epoche schärfster, auf Kriegsgewittersturm hindrängender Krisenzuspitzungen war. Erscheint das Staatsrecht als das Band zwischen Staatskunst und Sittlichkeit, so ist das Völkerrecht der Kitt zwischen Weltpolitik und Menschheitskultur: aber wehe, wenn man die Diplomatie, das feinnervige Sensorium der Völkergesellschaft, auf dem Tribunal des Völkerrechts entmündigt oder wenn man dieses in Moralin auflöst, statt die Moral in ihm lebendig zu machen. Es geht gewiß nicht an, wie es wohl geschieht, kurzweg zu sagen,

Macht sei gleich Recht. Noch verkehrter und irreführender aber erscheint die schwarmgeistige Behauptung, die Macht dürfe nichts sein als die Magd des Rechts. Eher könnte gesagt werden, Recht sei organisierte Macht. Jedenfalls aber ist Macht die notwendige Daseinsbedingung für das Recht, und es ist um dieser Tatsache willen gewiß nicht ganz grundlos dem Völkerrecht überhaupt der eigentliche Rechtscharakter strittig gemacht worden, weil es eben, ohne die Deckung organisierten Zwangs, als ein Wechsel ohne Giro und daher ohne Eskomptierungs- und Umlaufsmöglichkeit und ohne jede Einlösungssicherheit erscheint. Aber gerade im Licht solcher Wahrheiten, die man im Haag übersehen oder nicht genügend gewürdigt hat, wird doch zugleich der Weg deutlich, den Deutschland zu wandeln haben wird, um nach bitteren Enttäuschungen dem mit tausend Geschossen von seinen Feinden mutwillig und freventlich durchlöcherten Völkerrecht zu glücklicher Wiedergeburt zu verhelfen. So gewaltig auch unsere Kriegserfolge sein mögen und so geboten es sein wird, die Frucht der Siege voll und festzugreifender Hand in die Scheuern zu bringen, nur einen Frieden zu schließen, den, wie man mehr patriotisch als logisch zu sagen pflegt, „das Volk versteht, nicht die Diplomaten machen", so werden wir doch die Erinnerung an die hoheitsvolle Meistergestalt Bismarcks nicht auslöschen dürfen, der nach fast übermenschlichen Reichsgründungstaten in tragisch zu nennender Entsagung und als getreuer Schüler der friderizianischen Politik in den Augenblicken größter Triumphe zur größten Mäßigung — selbst gegen den Willen seines kaiserlichen Herren — sich und die Nation zwang. Wir werden weder jemals das Natürlich-Begrenzte und -Schrankenvolle, die Gebundenheit unseres weltpolitischen Seins und seiner Entwicklungsmöglichkeiten, in die uns unsere zentrale Lage als europäisches Reich der Mitte hineinbannt, verkennen, noch von dem Grundgesetz abwegig werden dürfen, daß unser staatliches

Imperium ehernen geschichtlichen und unbeugsamen geographischen Imperativen nach immer nur im alten deutschen Stammboden wird wurzeln können und in diesem Muttererdreich geschützt und entwickelt werden muß, daß wir hier, an der Wehr der östlichen und westlichen Grenzen, die wichtigsten und entscheidenden Lebensinteressen, nämlich die Unantastbarkeit des deutschen Stamm- und Sprachgebiets innerhalb eines gesunden, selbstsicheren Staatswesens, zu verteidigen haben, daß wir niemals den Pfaden des britischen Inselkönigreichs folgen können, das seine Weltmacht nach exzentrischen Normen wie ein Großhandelsgeschäft mit fast unabhängigen Reichsfilialen, die dem Mutterland mehr und mehr über den Kopf wachsen, ausbildete. Und so wird es unsere Aufgabe sein, dem Schiff des Völkerrechts, das, allzu schwach bewehrt, bei der kühnen Fahrt auf das Weltmeer unrühmlich scheiterte, hier, in den engeren mitteleuropäischen Grenzen, einen sicheren Port zu schaffen.

Wir sind, das darf ohne Überhebung gesagt werden, als ein bewährtes Senfkorn der Erde, als „das Genie unter den Völkern", wie Fichte gemeint hat, reicher an der Vielfältigkeit eigener politischer und kultureller Lebens- und Fruchtkeime als irgendeine andere Nation und können daher, so wenig wir nach selbstgefälliger Abkapselung streben, vielmehr stets als geistiger Samenwurf auf fremden Volksgefilden uns in nur zu selbstloser Weise betätigt und geopfert haben, am ehesten eine Periode des Fürsichseins, der Beschränkung der Weltverkehrsformen und der einseitigeren sorgsamen Pflege und Entfaltung der väterlichen Kulturgüter ohne inneren Schaden, ja vielleicht zu großem Nutzen, zum Vorteil der Selbstbesinnung und der Befreiung von Fremdtümelei und undeutschen Wesensverzerrungen durchhalten. Wenn wir aber in diesem Sinn das Schwergewicht unserer Machtwerdung wie bisher, nur potenzierter Kraftleistung, im Herzen Europas suchen, dessen Nervenenden westlich bis zu den

Grenzen des Niederdeutschen am Ärmelkanal, östlich bis zu den letzten einst vom deutschen Orden und deutschen Siedlern gegen die slawische Flut errichteten Bollwerken, bis zur Donau- und Dünamündung, südlich bis zum Zweistromland reichen mögen, dann werden wir zugleich die feste und breite Untermauerung für den Wieder- und Weiteraufbau des Völkerrechts auf dem Felsenboden des nationalstaatlichen Zentralismus schaffen, der ihm nach geschichtlichem Zeugnis allein einen unangreifbaren Entwicklungsstandgrund gewährleisten kann. Als leuchtendes Ziel winkt so eine mitteleuropäische Friedensamphiktyonie unter deutschem Schutz, die ein Fruchtboden für ein neugeborenes Völkerrecht wäre mit allen mineralischen Nährsalzen, deren es zu glücklicher und starker Entfaltung bedarf: des organisierten Schutzes durch eine selbstsichere, übergeordnete Macht und der Ruhe im Schoß einer geschichtlich begründeten und durch sorgsame Pflege sich ständig verdichtenden Kulturgemeinschaft. So möge Deutschland wieder der Präsident Europas und damit der Hort der ehernen Tafeln einer internationalen Rechtsordnung werden, die es priesterlich in seinen Händen wie ein stilles Gralfeuer betreut, die der Schlechte nicht anzutasten wagt, weil ein scharfes Schwert zu ihrem Schutze Wache hält, die alle Guten als ein glückbringendes Lebenslicht gesicherten Friedens ehren und heilig halten.

Reformmöglichkeiten und Zukunftshoffnungen

12. Charaktere

„Mein Sohn, ich rate dir, werde Minister, dann kannst du dein blaues Wunder erleben und sofort von hundert unbekannten Leuten hören, was für ein Dummkopf und Bösewicht du dein Lebtag warst." Die sarkastische Mahnung des Grafen Itzenplitz sich zu Herzen zu nehmen, ist wohl für keinen so angezeigt als den ministeriellen Diplomatenwürden Zustrebenden. Er ist, bis zum schwer oder überhaupt nicht zu erbringenden Gegenbeweis, jedem politischen Kritikaster mindestens sehr verdächtig, eine im Lehnsessel anmutig-anspruchsvoll dahingestreckte und an den Zeichen vorzeitiger Ergreisung erkennbare Musterkarte aller Untugenden, Fehler und Beschränktheiten zu sein, mit denen die Volksmeinung den Typ des Diplomaten ausgestattet hat. Selbst aus dem Mund von Männern, die als Parteiführer der Verantwortlichkeit für das, was sie an maßgeblicher parlamentarischer Stelle vortragen, sich bewußt sind oder bewußt sein sollten, kann man auf diesem Gebiet kritischer Turnierübungen die merkwürdigsten Leistungen bestaunen.

Als vor wenigen Jahren wieder einmal bei der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes im deutschen Reichstag die Zeit für den Nachweis gekommen war, daß das Volk seine Steuergroschen an eine vollkommen unfähige Diplomatie verschwende, stand der Vertrauensmann einer großen, halblinks stehenden Partei auf und brachte sein Anklageregister vor. Die deutsche Diplomatie sei zu verjunkert, zu bureau- und plutokratisch, leide an Nepotismus, an geistiger Verknöcherung,

unmoderner Organisation und an einem Dutzend anderer körperlichen, intellektuellen, moralischen Gebrechen. Die Beweise für diese Behauptungen wurden in gewohnter Weise mittels des Klischees der Leitartikelgedanken geführt, in deren engem Kreis sich die Behandlung des Problems durch die Durchschnitts-Tagespresse bewegt. Durch die Entente-Einkreisung habe sich die deutsche Diplomatie überrumpeln lassen, in Algesiras habe sie ein völliges Fiasko erlitten, auf dem Balkan werde sie von den findigen russischen Agenten aus dem Sattel gehoben, wie seinerzeit beim Boxeraufstand in China lasse sie sich überall von den Ereignissen überraschen und verstehe nicht, hinter die Kulissen der politischen Bewegungen zu schauen. All dergleichen hört sich gewiß als Volksansprache zum Fenster hinaus trefflich an; jedem irgendwie Sachkundigen war es aber nur zu klar, daß der Redner „Definitionen mit großer Kraft und kühner Brust" gab, jedoch von der Sache im Grunde nicht viel mehr wußte und verstand als von Herrn Schwertleins Tod. Hatte er jemals irgendeinen Bericht der Diplomaten gelesen, die er angriff? Nein. War er über die Art ihrer Tätigkeit und das Wesen der Unterweisungen, denen sie zu folgen hatten, die Geschicklichkeit, mit der sie sich ihrer Pflichten entledigten, irgendwie sachkundig unterrichtet worden? Nein. Konnte er irgendwelchen überzeugenden Beweis für seine Behauptungen erbringen! Nein. Sondern er verließ sich aufs Hörensagen und auf den von Mund zu Mund getragenen Klatsch der diplomatischen Hintertreppengeschichte. Welcher Art aber ist dieser? Nur ein paar Beispiele! Es wird verkündet und männiglich geglaubt, daß Herr Barrère, ein früherer Journalist, „alle deutschen Botschafter im Quirinal glänzend geschlagen habe, indem er die Presse Italiens teils kaufte, teils durch Liebenswürdigkeit gewann, während unsere Geschäftsträger vornehm blieben, nichts taten und jetzt den Lohn ihrer Unzulänglichkeit haben". In Wirklichkeit pfeifen

es die römischen Spatzen von den Dächern, daß sich der französische Hetzdiplomat bei allen maßgeblichen Regierungsstellen so unbeliebt wie nur möglich gemacht hat; welchen Gefallen kann es in der Tat in der Consulta, wo man die Verantwortlichkeit trägt, erregen, wenn vom Ausland her das Gift der Korruption in die Vertrauensämter der öffentlichen Meinung getragen wird?*) Oder: als Fürst Bülow einmal zugestehen mußte, ein vom Kaiser gezeichnetes Schriftstück nicht gelesen zu haben, erhob sich sofort ein neuerlicher Generalsturm der Entrüstung über unsere überall versagende und wie Moab auf ihren Hefen still liegende Diplomatie, und dasselbe Schauspiel wiederholte sich, als die deutsch-englische Spannung ihren Höhepunkt erreichte und jedesmal, wenn jenseits der Vogesen das glosende Feuer der Revanchestimmung zu hellen Flammen angeblasen wurde: mit seltsamer Logik wird bei jeder Gelegenheit auf den Packesel Diplomatie losgeschlagen, der stets die Schuld daran trägt, wenn das Staatsgefährt durch irgendwelche Zufälligkeiten oder elementare politische Erdrutsche aus dem gewohnten Geleise und in Kippgefahr gerät. Umgekehrt hält man mit der Anerkennung diplomatischer Meisterleistungen zurück, als ob solches Lob die Herausforderung der bösen, unabänderlich über der Botschafterstrohköpfigkeit schwebenden Schicksalsmacht bedeute. Bismarck ist in allen Tönen und in unzähligen Büchern gepriesen worden; aber eine Monographie, in welch genialer Weise er die diplomatische Kunst gemeistert und wie er aus ihren Fäden den Teppich seines gesamten übergewaltigen Lebenswerkes zu knüpfen verstanden hat, fehlt eigentlich noch heute. Man hat wohl zeitweilig, je nach politischer Laune und Parteistellung, Marschall von Biebersteins Erfolge

*) Womit keineswegs gesagt sein soll, daß Herr v. Flotow, der im Gegensatz zum Fürsten v. Bülow keine Fühlung mit der Seele des italienischen Volkes zu gewinnen verstand, sondern sich hauptsächlich auf die Warmhaltung der Freundschaft mit den klerikalen Führern beschränkte, der rechte Mann am rechten Platz war.

am Goldenen Horn in bengalisches Licht gerückt; aber das gesamte kluge System, mittels dessen nicht nur er, sondern vorab die Zentralstelle in Berlin und mit ihr der ganze diplomatische Stab im nahen Osten, für Deutschland die Vorrangstellung in der Machtsphäre erreichte, die für dessen politische Zukunft die ausschlaggebende Bedeutung gewonnen hat, ist kaum jemals eingehend geschichtskritisch gewürdigt worden. Und nicht anders geht es in der gegenwärtigen Kriegskrisenzeit selbst: man feiert wohl die großartigen, mit dem Schwert in der Hand erfochtenen Siege, hat aber kaum ein Auge für die tüchtige, ernste und sehr wirksame diplomatische Arbeit zur Vernichtung der Hoffnungen der Entente-Verschwörung, das Deutsche Reich, das angeblich „die ganze Welt zu Feinden gegen sich habe", nicht nur mit der russisch-kosakischen, sondern auch mit der politischen Dampfwalze des durch die ganze Welt gehenden Verleumdungs- und Einkesselungsfeldzugs zu zermalmen.

Die Wahrheit ist die, daß die deutsche Diplomatie — was namentlich britische Staatsmänner des vornehmeren Charakters, wie sie einst im Foreign Office heimisch waren, offen anerkannt haben und was noch heute dem Urteil unparteiischer Sachverständiger entspricht — als diejenige unter allen Nebenbuhlern gilt, die am rechtschaffensten, pflichtgetreuesten und bei einer gewissen, dem deutschen Charakter entsprechenden Schwerfälligkeit am planvollsten und zielsichersten arbeitet: der stolze Ruf soll ihr gewiß nicht um gleißender, schließlich aber notwendig verderblicher Eintags-Spekulationsgewinne, mit denen man auf anderer Seite auftrumpft, genommen werden. Wenn sie auf keine Geschäftsgemeinschaft mit den unsauberen Händeln, wie sie in den Geheimkabinetts der Entente-Kamarilla Mode geworden, sich einließ und nicht deren schmutzige Wäsche mitwusch, so mußte sie dabei notwendig häufig in taktisch ungünstige Stellungen gedrängt werden, hat sich wohl auch manchmal,

allzu vertrauensselig, überrumpeln lassen, handelte aber gleichwohl gerade dadurch, daß sie nicht die Ehre dem Vorteil preisgab, wahrhaft deutsch und verdient dafür nicht Tadel, sondern Anerkennung. Im allgemeinen darf das Lob, das der deutschen Diplomatie ihr gründlicher Kenner, Fürst Bülow, mit Vorbedacht spendete, als durchaus gerechtfertigt gelten: „Nach meiner Überzeugung ist die deutsche Diplomatie weitaus die beste; keine andere verfügt über einen Stab so kluger, gebildeter, zuverlässiger Männer."

Was man vom Diplomaten vorab als persönliche Charaktereigenschaft verlangt, ist die gute Kinderstube, die vornehmen Manieren, das savoir vivre und savoir faire. Alle solche Forderungen sind freilich zunächst nicht viel mehr als Gemeinplätze, deren Pflaster aber doch den Granit der Persönlichkeitsgrundfrage deutlich sichtbar werden läßt. Ein leistungsfähiger Diplomat ist ohne die souveräne Stellung über den Dingen nicht denkbar; non me rebus, sed mihi res subiungere conor: die Weisung muß bei ihm ein befestigter Lebensinhalt geworden sein. Mit anderen Worten: er muß ein Aristokrat nicht im landläufigen Sinn des durch Geburt und gewisse vornehme Äußerlichkeiten ausgezeichneten Menschen, sondern auf der höheren Stufe des durch natürliche Veranlagungen, geistige Denkgröße und sittlichen Adel sich über die Menge erhebenden Edelmanns sein. Was ist vornehm? Auf die Titelfrage gibt Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse" die Antworten: „Es sind nicht die Handlungen, die den vornehmen Menschen beweisen, es ist irgendeine Grundgewißheit, welche eine vornehme Seele über sich selbst hat, etwas, das sich nicht suchen, nicht finden läßt . . . Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich. . . . Zeichen der Vornehmheit ist es, nie daran denken zu wollen, unsere Pflichten zu Pflichten für jedermann herabzusetzen, die eigene Verantwortlichkeit nicht abgeben, nicht teilen wollen, seine Vorrechte und deren Ausübung unter seine Pflichten rechnen." Das Charakter-

element des echten Aristokraten liegt somit in dem Willen, den gerechten Anspruch auf Erhaltung des ungebrochenen Ich sich nicht verkümmern zu lassen und es als Lebenszweck und Daseinsmittelpunkt zu erhalten. Er ist daher kein Unterdrücker oder Despot, sondern eine Freiheitshoffnung seiner Mitmenschen und ein Unterpfand ihrer eigenen Vervollkommnung: indem er sich über die Menschen erhebt, entfremdet er sich ihnen nicht, sondern verdichtet, erhöht, idealisiert seine Beziehungen zu ihnen, stellt sein Verantwortlichkeitsbewußtsein für ihr Wohlergehen, für die Selbstbestimmungsrechte und Entwicklungsfreiheit aller in den Vordergrund und ist in ritterlicher Dienst- und Opferwilligkeit ihr Vorkämpfer zu immer gesteigerten Höhen der Ichvervollkommnung. Kurz, wer Repräsentant einer ganzen Nation vor dem Tribunal eines fremden Staatswesens sein will, in dessen Wesen muß die aus selbstbewußter Seelengröße fließende Selbstwertung durchschimmern, auf die sein Vaterland Anspruch erhebt; er muß, wie einmal sehr hübsch gesagt worden ist, mit dem Panzer sachlicher Überzeugungstreue, nicht mit dem Schwimmgürtel eines persönlichen Opportunismus umgürtet sein, und seiner geistigen Natur muß die Prägung des Großen eignen, die den Menschen über die Zerstückelung und Auseinandertreibung der Lebensbetätigung im Alltäglich-Gewöhnlichen ins Reich universalen Denkens und demgemäß weitblickenden, unabhängigen Handelns erhebt.

Solche aristokratische Eigenschaften verdichtet die Natur in höchsten genialen Ausmessungen nach ihrer Laune ohne bestimmte erkennbare soziale Folgegesetzlichkeit; ihr Durchschnitt aber ist erfahrungsgemäß am ehesten in gewissen Gesellschaftsschichten zu finden, wo ihnen nach den Normen der Vererbung durch Blut, Familienüberlieferungen, Erziehung, Umgebung der beste Entwicklungsfruchtboden bereitet ist. Schon von dieser allgemeinen Gesichtslinie aus ergibt sich von selbst, inwieweit den Klagen über die Bevorzugung

des Adels vor dem Bürgertum bei der Diplomatenauswahl Berechtigung zugesprochen werden kann.

Der Tadel ist, wie schon angedeutet wurde, fast so alt wie die Diplomatie selbst, und mit ihrer Verbürgerlichung hat man schon merkwürdige Versuche mitten im Zeitalter des allmächtigen Feudalismus gemacht. Die Tatsache, daß Ludwig XI. seinen Barbier Olivier Daim, den späteren Comte de Meulan, zum großen Ärger der stolzen Genter an den Hof der Maria von Burgund als Botschafter sandte, zieht sich durch alle diplomatischen Geschichtsbücher wie eine Seeschlangen-Ungeheuerlichkeit, von der man nicht weiß, was man daraus machen soll. Das diplomatische Geschäft war eben damals so in Verruf gekommen, daß schließlich kaum noch ein anständiger Mensch etwas mit ihm zu tun haben wollte; so mochte der französische König denken, daß sein Bader gut genug wäre, um die Flandern einzuseifen oder durch sein Barbiergeschwätz hinters Licht zu führen. Daß man mit solchen plebejischen Diplomaten schlechte Erfahrungen machte, versteht sich am Rande, und der Widerstand gegen diese Unsitte wurde denn auch bald allgemein; die meisten Höfe fingen an, sich einen bestimmten Rang von Edelleuten für die Besetzung ihrer Botschaftsstellen auszubedingen, und es erscheint kennzeichnend, daß gerade das bürgerliche Venedig in dieser Richtung am strengsten war und die höchsten Ansprüche an vornehme Geburt der zuzulassenden Gesandten stellte. An sich sind diese Verhältnisse gewiß nicht mit den heutigen vergleichbar, bleiben aber dennoch symptomatisch wichtig. Man darf sagen, daß heute in Deutschland, wenn auch eine natürliche altgewohnte Bevorzugung des Adels bei der Besetzung der höheren diplomatischen Stellen geblieben ist, doch dieses basische Element in sehr starker und glücklicher Weise mit bürgerlicher Säure durchsetzt wurde. Denn eine ganze Reihe von Botschaftern und Gesandten mit adligem Namen sind bekanntlich aus gutbürgerlichem Haus und erst

beim Amtsaufstieg, gewiß niemals gegen ihren Wunsch und sehr häufig auf das heiße Begehren der besseren Ehehälften hin, nobilitiert worden. Sieht man sich aber die Familien, aus denen diese Bürgerdiplomatie stammt, näher an, so handelt es sich meist um alte großindustrielle oder großkaufmännische Häuser, in denen zugleich ein vornehmer patriarchalischer Geist der Pflege von Wissenschaft und Kunst beheimatet ist, kurz, um die den Kontakt mit den Handelskreisen herstellende Gentry-Aristokratie. Blickt man wieder nach den altadeligen Häusern, aus denen die blaublütigen Diplomaten vorzüglich hervorgehen, so sind es meist solche, die ihrer ganzen Lebenshaltung und freiheitlichen Weltanschauung nach jenen bürgerlichen Wettbewerbern sehr nahe stehen und jedenfalls nichts weniger als „junkerhaft" — was man gemeinhin richtiger- oder falscherweise darunter versteht — gestimmt sind, vielmehr sich durch eine unabhängige, unbureaukratische, nicht am Amt klebende Gesinnung und aufrechte Willensselbständigkeit auszeichnen, deren gerader Rücken oft sehr heilsam nach obenhin sich geltend zu machen und durchzusetzen weiß. So ergibt sich aus dem vielarmigen Zufluß doch ein Gleichstrom geistiger und sozialer Harmonie, die wieder die natürliche Grundlage für die Entwicklung des in diplomatischen Kreisen so wenig wie bei den Offizieren der Armee entbehrlichen Korpsgeistes ist. Ihn zu erhalten und fortschrittlich zu entwickeln, hat außer Deutschland nur England verstanden, wo er aber in letzter Zeit dank der wahllosen Durchmischung des Hochadels mit Großkapital-Emporkömmlingen und der Verfärbung der alten vornehmen Demokratie ins Ochlokratische nicht mehr die alte Selbstbehauptungskraft bewährt. In Frankreich ist er unter den zersetzenden Einflüssen des radikalen Parteischachers fast ganz verschwunden, und in Amerika . . . ? Das Sternenbannerreich wird nicht selten als Musterbeispiel einer modernen Diplomatie vorgeführt, wie sie sein soll und wie sie die deutsche

Rückständigkeit nicht kennt. Washington hat eine eigentliche Berufsdiplomatie überhaupt nicht, sondern wählt seine Geschäftsträger für das Ausland ganz nach zufälligen Partei- und Bedarfsrücksichten aus Juristen-, Gelehrten-, Bank-, Journalisten- und anderen Kreisen, oft ohne sich im geringsten um ihre fachliche Vorbereitung zu kümmern. Sein Vorteil dabei ist, daß es nicht selten, so etwa wie wir bisweilen mit unseren Offizierdiplomaten, mit Außenseitern glänzen kann, die vermöge ihres angeborenen Talentes Außerordentliches leisten; sehr viel häufiger freilich sind die Fälle, daß die Erwählten vollkommen versagen, und zwar nicht selten in solch haarsträubenden Formen, daß, sofern bei uns Derartiges sich ereignete, der spießbürgerliche alldeutsche oder radikale Krakehler in seiner Eigenschaft als ruhlos umherfahndender „leo rugiens, mugiens, quaerens quem devoret" völlig außer Rand und Band geriete.

Wenn der deutsche Reichstag darauf gedrungen hat, das Gehalt der Diplomaten so zu erhöhen, daß sie unabhängig von den eigenen Vermögenszulagen ihr Amt versehen können, so ist der Gedanke in seiner Zielrichtung, ihre Berufung vom Reichtum gänzlich unabhängig zu machen und lediglich nach persönlicher Eignung und erprobter Leistungsfähigkeit zu fragen, gewiß grundsätzlich vernünftig und gesund, aber, wie es der geschichtliche Rückblick bezeugt, keineswegs neu und für absehbare Zeit sicherlich undurchführbar. Er krankt an der logischen Blässe der Theoretiker, die ihr Reformreis in den Baum einer Welt einsetzen wollen, nicht wie sie ist, sondern wie sie nach ihren Vorstellungen und Wünschen sein sollte. Der Anspruch eines gewissen glanzvollen Auftretens der Gesandten leitet sich ja zum wenigsten aus deren persönlicher Eitelkeit ab, sondern aus Überlieferung und aus den Anschauungen der Gesellschaftskreise, innerhalb deren sie ihres Amtes zu walten haben. Diese nach unseren Wünschen umzumodeln, ist aber weder unsere Sache noch in unsere

Hand gegeben; im Orient können ohne Prunkentfaltung überhaupt keine politischen Geschäfte abgewickelt werden, und welche Zauberstabkraft gerade in Demokratien dem großen Namen in Verbindung mit höfischem Aufputz eignet, dafür bietet Amerika ein, wenn man will, betrübliches, aber jedenfalls nicht zu übersehendes Beispiel. Alle solche Blößen des Menschlich-Allzumenschlichen aber mit dem Geld der Steuerzahler zuzudecken, wird jede noch so reformfreudige Volksvertretung Bedenken tragen; man mag die Diplomaten in ihren Bezügen aufbessern, wird dadurch aber die persönliche Kostspieligkeit des diplomatischen Berufs und somit dessen Abhängigkeit von Vermögensfragen nur mildern, nicht beseitigen können.

„Die Welt schenkt ihre Bewunderung gewöhnlich nicht dem Mann, der etwas leistet, was kein anderer wagt, sondern nur demjenigen, der das, was viele gut machen, am besten vollbringt." Mit diesen Worten kennzeichnet Macaulay in einer Studie über Addison trefflich den Gegensatz von Virtuosität und Originalität. Die meisten Diplomaten sind sicherlich nur mehr oder weniger gute Virtuosen, und man wird sich damit bescheiden müssen; denn die Genies wachsen auch auf den Gefilden ihres Berufs nicht wie Brombeeren. Wenn sie aber trotz großer Kunstfertigkeit statt Bewunderung meist nur ätzende Kritik als Lohn ihrer Bemühungen ernten, so liegt die Ursache dessen, abgesehen von der allgemeinen Undankbarkeit des diplomatischen Geschäfts, vor allem daran, daß selbst große diplomatische Erfolge meist für die Menge unsichtbar bleiben. Denn die Politik kämpft nicht wie ein Feldheer in schnell sich entscheidenden Schlachten, sondern baut ihre Stellungen in langwieriger Anlage von Schanzgräben, Minengängen, Brustwehren, Vorwerken, Etappen- und Deckungslinien aus, und die Früchte der Pläne und Arbeiten, die der eine diplomatische Stratege entworfen und geleistet, erntet meist erst sein Nachfolger. Dazu kommt, daß der

Staatsmann kaum jemals wie der Heerführer die Bewegungen und Spielpläne des Gegners mit irgendwelcher Sicherheit für seinen Angriff oder seine Verteidigung richtig einschätzen kann. Er ist vielmehr im allgemeinen auf die rein kombinatorische Taktik angewiesen, bei der notwendig und erfahrungsgemäß dem Tüchtigsten und Wagemutigsten die größten Fehler unterlaufen, deren Verwicklungen und Verstrickungen er dann an der Haspel kluger Drehungen und Windungen mühselig wieder aufzulösen suchen muß, um endlich, endlich! dennoch nach Kreuz- und Querzügen, in denen der Uneingeweihte nur Mißgriffe und schwächliche Vergleiche sieht, zu seinem Ziel zu gelangen oder auch dessen Erreichung anderen überlassen zu müssen; verfolgt man Bismarcks diplomatische Laufbahn, so überrascht es, zu sehen, wie sehr gerade seine staatsmännische Meisterschaft unter diesem Gesetz der „notwendigen Fehler" und ihrer verhängnisvollen drückenden Folgen gestanden und gelitten hat. Letzten Endes wird gemeinhin ein gerechtes und nicht voreiliges Urteil sich begnügen müssen, nach der persönlichen Vertrauenswürdigkeit, dem Pflichtbewußtsein und der Charakterhoheit derer zu fragen, welche die politischen Wachtfeuer einer Nation im Ausland zu betreuen haben; und wohl dem Volk, dem Männer solchen Stahls sich stets opferwillig an die Kampffront stellen, das aber auch ihrer Führung mit gleichen Eigenschaften und dem Adel einer über kleinliche Splitterrichterei erhabenen Gesinnungsgröße begegnet!

13. Der Dienst

Wer heute über das Thema deutsche Diplomatie Tinte verspritzt, von dem erwartet und verlangt der Durchschnitt alles dessen, was auf Bierbänken oder anderen unverantwortlichen Sitzen und Sesseln Politik treibt, vorab zweierlei: erstens den tausendmal erbrachten, aber nicht oft genug zu wieder-

holenden Beweis der hoffnungslosen Verseuchung des auf den Altar der Kritik geschleppten Opfertieres, zweitens die Anfuhr dicker Garben von Reformprogrammen, deren Darbringung die zürnenden Olympier des Femgerichtes versöhnen soll.

Indessen lehrt alte Erfahrung, daß sich jede Reformhitze desto mehr abkühlt, je näher sie mit dem Kristalleis klarer, kritischer Verdichtung des Reformgegenstands in Berührung tritt. Was bisher über das Wesen der deutschen Diplomatie gesagt wurde, soll keineswegs ein Loblied auf deren Vortrefflichkeit sein, sondern lediglich die mit guten Gründen nicht wohl anfechtbare Tatsache ins Licht rücken, daß sie keineswegs der Behälter gegorener Unfähigkeit und Rückständigkeit ist, als der sie verschrieen wird, daß sie vielmehr auf derselben Höhe des Leistungsvermögens und fortschrittlicher Entwicklung wie alle anderen Organe des deutschen Staatskörpers steht, allerdings auch deren Schwächen und Fehlbildungen teilt. Vom Scheitel dieses Gesichtswinkels aus muß das Reformproblem betrachtet und der Lösung entgegengeführt werden.

Dabei ist vorab eine scharfe Linie zwischen den Aufgaben des Konsulats- und des Botschafterwesens zu ziehen: denn viele der Diplomatie als solcher gemachten Vorwürfe haben ihren Ursprung lediglich in gedankenloser Verwechslung und Verschiebung beider scharf getrennter Amtsgruppen.

Die Pflichten der Konsuln sind doppelter Art: erstens die staatsbürgerlichen Rechte und die kaufmännischen Interessen der in der Fremde weilenden Reichsangehörigen wahrzunehmen, zweitens als Schrittmacher der handels- und verkehrspolitischen und kulturwirtschaftlichen Machtgewinnung des Reiches selbst innerhalb ihres Amtsgebiets zu wirken. Die Urteile, die man von erfahrener Seite über die Erledigung dieser Aufträge hört, sind schroff entgegengesetzter Art; lobende Anerkennungen kreuzt scharfer Tadel. Die Wahrheit dürfte, wie meist, auf der Mittellinie liegen. Man be-

gegnet noch immer im Ausland, allerdings glücklicherweise nur selten, deutschen Konsuln, die geradezu als diluvii testes einer überwundenen altpreußischen Schule und einer zopfigen Amtsgebarung von sehr großer Korrektheit, aber sehr geringer Nützlichkeit gelten können. Es sind die Herren, die jede Angelegenheit nach einem vorbestimmten Schema F, das ihnen als göttliche Weltordnung gilt, erledigen, die unweigerlich jede Anfrage, die nicht der berüchtigten Rückportovorschrift genügt, in den Papierkorb befördern, deren Auskünfte nicht selten erst dann einlaufen, wenn auf dem Grab der Streit- oder Geschäftsfrage längst hohes Gras wächst, in deren Amtsstuben sich ein schneidiger Unteroffizierston mit der Luft eines Inquisitionsgerichtes mischt und Höflichkeit wie eine Versündigung an der heiligen Amtswürde betrachtet wird, deren Stolz dabei vor jedem gesinnungstüchtigen Briten katzbuckelt und jeden hülfebedürftigen Deutschen wie einen lästigen Bettler behandelt. Weit überwiegend aber macht sich das Streben, nur solche Beamte im konsularischen Dienst zu verwenden, die über tüchtige wirtschaftliche Kenntnisse verfügen und eine moderne Auffassung von ihren Amtspflichten haben, glücklich bemerkbar; wenn trotzdem der Strom der Klagen nur sehr langsam verebbt, so liegt das nicht zum wenigsten an den klagenden Handelshäusern selbst, die nur zu häufig die Konsulate als ihre Auskunfteien betrachten, was sie nicht sind und schon wegen der amtlichen Verantwortlichkeit für jede Angabe nicht sein können. Immerhin ist soviel an den üblichen Vorwürfen richtig, daß die Konsularberichte überwiegend viel zu langsam und erst dann einlaufen, wenn sie wohl statistischen, aber wenig praktischen Nutzwert mehr haben, was namentlich im Vergleich zu der in dieser Hinsicht weit überlegenen Schnelligkeit der britischen Berichterstattung peinlich in die Augen fällt. Den rund 130 deutschen Berufskonsuln stehen fast fünfmal soviel (etwa 630) Wahlkonsuln gegenüber, die meist Kaufleute sind und die daher die Klagen über handels-

wirtschaftliche Unerfahrenheit nicht treffen können. Sie haben sich meist als landes- und geschäftskundige Männer bewährt, und das gemeine Urteil geht dahin, allen Unzulänglichkeiten des Konsulardiensts könne auf einfachste Weise durch möglichst weitgehende Übernahme dieser Herren in den Reichsdienst abgeholfen werden. So einfach löst sich indessen das Problem offenbar nicht. Juristische Kenntnisse, die man heute ebenso zu unterschätzen, wie man wirtschaftliche zu überwerten liebt, sind für die Konsuln an wichtigen Plätzen, namentlich da, wo Kapitulations-Rechtsfragen in Betracht kommen, durchaus unentbehrlich, und es ist nicht jedem, sonst noch so tüchtigen Wahlkonsul gegeben, sich in gereiftem Alter auf solchem Gebiet sattelfest zu machen. Immerhin wäre es wünschenswert, daß, soweit solche Hemmungen und Bedenken nicht bestehen, von der Möglichkeit, tüchtigen Wahlkonsuln nach Vorschulung im Zentraldienst die Laufbahn zu Generalkonsulaten freizumachen, ausgiebigerer Gebrauch als bisher gemacht würde.

Ähnliches gilt von den Sachverständigen. Der gewöhnliche Typ ist der des Handelssachverständigen (Handelsattachés), von dem Beherrschung aller wichtigen wirtschaftlichen Fragen seines Arbeitsfeldes verlangt wird. Daneben werden Sachverständige für Sondergebiete berufen, so landwirtschaftliche Fachkundige nach Petersburg, Rom, Stockholm, Buenos Aires, Kapstadt, Tabakfachkundige nach Amsterdam und Rotterdam, und es ist klar, daß, je mehr sich der weltwirtschaftliche Organismus des Deutschen Reichs auswächst, je umfangreicher dessen Interessen auf einzelnen wirtschaftspolitischen Wettbewerbsgebieten werden, desto mehr diese Spezialisierung, beispielsweise für Eisenbahnbau, Bergwerksbetriebe, entwickelt werden muß. Die Sachverständigen werden den Generalkonsulaten zur Unterstützung bei ihrer umfangreichen Arbeit zugewiesen, stehen aber nicht im Reichsdienst, sondern werden auf zeitweiligen Vertrag über-

nommen, was Harms in seiner Verwaltungspolitik als einen großen Vorteil insofern erklärt, als die Angestellten dadurch vor „Bureaukratisierung" geschützt würden. Diese Furcht erscheint ganz unbegründet. Im Gegenteil! Während sie jetzt bei Ablauf ihrer Vertragszeit meist mit glänzender Bezahlung in den Dienst der Großindustrie oder des Großhandels treten, die ihre reiche Erfahrung und gründlichen Kenntnisse wohl zu schätzen wissen, würden sie, wenn ihnen feste Anstellung mit entsprechendem Aufstieg zu konsularischen Ämtern und innerhalb der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Zentralamts winkte, ein sehr glückliches Gegengewicht gegen gewisse hier herrschende bureaukratische Beharrungsenergien und einen sehr wünschenswerten Zuwachs von modern denkenden und weitblickenden Männern an maßgeblichen Stellen bilden. Überhaupt werden die Quellen, aus denen tüchtige Kräfte für den Unterbau des diplomatischen Dienstes gewonnen werden können, immer reicher und harren der Entschließung. Pohl verlangt in einer „Die deutsche Auslandshochschule" betitelten „Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbereitung", daß das Berliner Orientalische Seminar in eine solche Zentrale für die Ausbildung von Deutschen, die im Ausland ihr Arbeitsfeld suchen wollen, verwandelt, und daß ihr Besuch für alle Anwärter des konsularischen und diplomatischen Dienstes zur Pflicht gemacht werden solle. Das sind Einseitigkeiten, vor denen nicht genug gewarnt werden kann. Nicht Schematisierung der Vorbereitung zur diplomatischen Laufbahn, sondern Vielheit und Freiheit der Wege, die zu ihr und auf ihr vorwärts führen, das ist es, was allein dem Auswärtigen Amt den Reichtum und die Vielartigkeit begabter Köpfe zuführen kann, deren es für den ständig vielgliedriger und verwickelter werdenden Aufbau seiner Organisation bedarf. Zur Erreichung des richtigen Ziels, das Pohl im Auge hat, nämlich die Leistungsfähigkeit des Orientalischen Seminars der Diplomatie und ihrer

fortschrittlichen Entwicklung noch mehr als bisher dienstbar zu machen, genügt es vollkommen, wenn die Anstalt in engere Verbindung mit dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität gebracht wird und sich dessen Lehrkräfte verpflichtet, sich dessen Lehrplan anpaßt. Und ähnliches gilt von anderen modernen Lehranstalten, wie dem Kolonialinstitut in Hamburg und dem Seminar für Weltwirtschaft in Kiel: sie alle sollen und müssen dem Zweck der Diplomatenausbildung dienen und ihm planvoll nutzbar gemacht werden, aber nicht nach einer Generalschablone, sondern im freien Spiel der Kräfte, aus dem sich die Auslese abstößt.

Hat man einen Blick für das Untergründige all dieser Neugestaltungen und Entwicklungsstrebigkeiten, so erkennt man leicht, daß es sich dabei nur um die Wurzelbildungen eines größeren Problems handelt, das im Aufbau von Stamm und Krone zu lösen der Zukunft vorbehalten ist. Das Wesen dieser Aufgabe kann am besten durch den Hinweis auf eine organisatorische Einzelfrage deutlich gemacht werden. Unsere amtliche Vertretung in China zergliedert sich bekanntlich in drei nur ganz locker zusammenhängende und nicht einmal zur gleichen ministeriellen Fachstelle gehörige Gruppen: die Pekinger Gesandtschaft, das Tsingtauer Gouvernement und das Schanghaier Generalkonsulat. Die Forderung, daß diese drei Ämter — wobei hier davon, daß das eine durch den japanischen Räuberüberfall wenigstens zeitweilig außer Kraft gesetzt ist, abgesehen werden kann — in einen zentralen, einheitliches Zusammenwirken gewährleistenden China-Reichsdienst zusammengefaßt werden, erscheint durchaus vernünftig. Auf die Dauer sind die gegenwärtigen Verhältnisse, bei denen jede der Stellen ihres Amts im Gesichtswinkel der besonderen örtlichen Verhältnisse und der Ressortzugehörigkeit waltet, doch nicht haltbar; je früher der synthetische Prozeß, bei dem jedem der Ämter ein weitgehendes Maß selbständiger Verfügungsrechte sehr wohl gewahrt wer-

den könnte und müßte, in die Wege geleitet wird, desto leichter wird er sich vollziehen und desto schneller werden die günstigen Polarisierungswirkungen in Erscheinung treten. Die besonderen Aufgaben nun, die dieser leitenden Instanz, die naturgemäß in Peking ihren Sitz haben müßte und mit möglichst reichen Mitteln auszustatten wäre, abgesehen von ihrem jetzigen Pflichtenkreis oblägen, wären folgende: zunächst die Heranbildung eines zahlreichen und tüchtigen deutsch-chinesischen Beamten- und Beraterstabs, wie ihn England im Seezolldienst unter seine Fahnen gesammelt hat, von dessen vielen hundert Beamten jeder bestens landes- und sprachkundig und daher im allgemeinen ein dem Deutschen überlegener Pionier für sein Vaterland ist. Sodann, gestützt auf einen solchen Beamtenkörper, der es ermöglicht, alle Konsulate und alle sonstigen Reichsämter ebenso wie alle Stellen, wo Deutsche in chinesischem Dienste eine beratende oder beaufsichtigende Tätigkeit zu versehen haben, stets mit sachverständigen und landeserfahrenen Männern zu besetzen, eine einheitliche, planvoll-systematische Regelung und organisatorische Zusammenfassung aller Maßnahmen, die der kulturwirtschaftlichen Machtentwicklung auf fremdem Boden in den modernen Ausweitungen und Vielseitigkeiten dienen, wie Bahn-, Straßen-, Hafen-, Brückenbau-, Kanalisierungs- und Bewässerungsanlagen, staatliche und private Anleihe- und Finanzierungsangelegenheiten, Errichtung von industriellen und landwirtschaftlichen Musterbetrieben, von wissenschaftlichen und technischen Schulen aller Art, von Krankenhäusern und anderen Wohltätigkeitsanstalten. Damit ist das letzte Ziel schon gekennzeichnet: wie die Kolonialpolitik sichtlich mehr und mehr aus dem primitiven Stadium, da die einzelnen Schutzgebiete gleichsam isolierte Wirtschaftszellen für sich bildeten, auf eine höhere Stufe hinübertritt, da die interkolonialen Abhängigkeiten, die Probleme des Zusammenwachsens jener Organismen zu einem großen, gleichmäßig durch-

gebildeten Wirtschaftskörper in den Vordergrund treten, so auf dem Gebiet der modernen internationalen Kultur- und Wirtschaftspolitik über die verstreuten Einzelleistungen hinaus in großzügigen, zusammenhängenden Formen dem Deutschen Reich weiträumige und festbegründete Stätten seiner friedlichen Gesittungs-Pionierarbeit zu schaffen, die in enger Faserverflechtung mit der Gesamtwirtschaft des Heimat- und Mutterlandes stehen und doch zugleich der Sonderart des fremden Staatswesens sich natürlich und harmonisch anpassen. Das ist die überragende säkulare Sendung, zu der Deutschland nicht nur im Fernen Osten, im Reich des Mongolentums, sondern auch im Nahen Osten, in den Lagern des Islam, mehr denn irgendeine andere abendländische Herrenmacht berufen ist, weil keine so wie wir durch den systematischen und streng logischen Aufbau der Wissenschaft, deren innige und folgegesetzliche Verbindung mit Technik, Werkstätte, Ausführungsbureau, durch den weitherzigen und vornehmen Humanismus und Idealismus, der unsere Hochschulen und unser ganzes geistiges Wesen durchweht, zu solchen Leistungen organisatorischer Weltpolitik befähigt erscheint.

Alles das ragt bereits mitten in die wichtigsten Fragen der Reformbedürfnisse des höheren diplomatischen Dienstes hinein. Es kommt leider noch immer vor, daß deutsche Geschäftsträger namentlich nach dem Orient selbst zu hohen verantwortlichen Stellen berufen werden, ohne irgendwelche tiefgründige Landes- und Sprachkenntnisse zu besitzen. Dem diplomatischen Genie mag es gelingen, trotzdem sich glücklich durchzusetzen und das politische Gefährt auf förderlichem Geleise zu halten. Aber das sind Ausnahmen, auf die zu vertrauen sträflicher Leichtsinn ist. Dabei werden im Morgenland, je mehr sich Europas demokratischer Geist dort ausbreitet, die politischen Verhältnisse immer verworrener und undurchsichtiger. Man muß, um die Erfolge oder Mißerfolge

der Gesandten an solchen östlichen Wachposten zu würdigen und zu verstehen, die fast unberechenbaren Schwierigkeiten in Rechnung stellen, mit denen sie auf Schritt und Tritt zu kämpfen haben. Schon an manchen Balkanhöfen umweht sie eine politische Luft, die auf den nicht an ihren stickigen Dunst Gewöhnten zunächst unbedingt Brechreiz ausübt. Sie müssen nicht nur ihre Glacéhandschuhe ausziehen, sondern auch ihre weiße Weste wenn nicht preisgeben, so doch alltäglich desinfizieren und, wie Gonsalvo, sich mit einer „tela honoris crassior" umgürten. Sie brauchen zwar nicht, wie es bei orientalischen Geschäftsträgern vorkommen soll, selbst auf den Dokumentendiebstahl zu gehen, können doch aber nicht ohne die berüchtigten Konfidenten, das denkbar übelste Schmarotzertum am diplomatischen Körper, fertig werden, und tragikomische Geschichten, wie Neulinge von den eigenen Vertrauensleuten für ihr schweres Geld nach allen Regeln der Kunst übers Ohr gehauen worden sind, laufen in allen politischen Salons zu Dutzenden um. Je weiter die Reise des Diplomaten östlich geht, desto mehr hat er mit allen möglichen verdeckten Einflüssen sich abzufinden, die ganz außerhalb seiner heimatlichen Begriffswelt liegen, und mit ihnen zu kämpfen. Das Zerrgesicht des Petersburger Hofes wurde schon in einigen besonders charakteristischen Zügen beleuchtet. Was alles an unterirdischen politischen Strömungen in Konstantinopel durcheinanderwirbelt, um einen Meeresstrudel unergründlichster Art zu erzeugen, hat noch kein „Hutträger" klarzustellen vermocht. Nur zeitweise lüftet sich der Schleier von den Geheimnissen der hinteren Bühne, auf der die eigentlichen Entscheidungen fallen, wenn man beispielsweise an die Enthüllungen über die Ränke von Betrügern in Großformat vom Schlage eines Schech Dhaffer, Schech Fahdl el Alaudi und eines Abu Huda, des „Vaters alles Schwindels", denkt, die als scheinheilige „Pole des Islam" jahrzehntelang die Vertrauten eines Abd ul Hamid waren, oder an das niemals

aufgeklärte Doppelspiel bei der Julirevolution, oder an die Art, wie Enver Pascha nach seiner Rückkehr aus Barka durch eine blutige Stegreif-Palastrevolution Nasim Pascha aus dem Weg räumte und doch bald darauf die Prinzessin Nadschieh Sultan, die Tochter des jüngeren Bruders des Sultans Suleiman Effendi, als Bräutigam heimführen konnte. Und gar erst Peking! Wer jemals die Hauptstadt des Riesenreichs der Mitte betreten hat, der ist wohl alsbald in eine Stimmung geraten, zusammengesetzt aus Ärger, Erstaunen, Verwirrung, Überreizung aller Nerven, bis er schließlich halb die Gewißheit verlor, ob er wachte oder träumte, ob er noch auf der Erde weilte oder auf einen anderen Planeten wildfremder Gesittung geraten sei. Wenn er erwartet hatte, von majestätischen Straßenzügen empfangen zu werden, so tritt er statt dessen in breite, unübersehbare Fluchten, die beiderseits von niedrigen Gefängnismauern eingesäumt scheinen, und die ihn bald in wüstenartige Staubwirbel einhüllen, bald in Schlamm knietief versinken lassen. Wenn er von der bedächtigen Art des Chinesen gehört hatte, so schaut er umgekehrt auf ein schreiendes, tosendes, quirlendes Chaos, in dem ihm alle Gesetze der Anarchie durcheinander zu spielen, nur keins der Ordnung zu herrschen dünkt. Nach langer Irrfahrt gelangt er dann vor die Tore der Verbotenen Stadt, sieht hoch die schweren vergoldeten Dächer der kaiserlichen Paläste aufragen, funkelnd, blitzend in die Himmelsbläue schimmern, erblickt und hört, wie auf den Gebetstürmen der großen Lamaserien die Priester in ihren violetten und gelben Gewändern aufziehen und mit Muschelhörnern und Gongs zur Andacht rufen, und wie nun plötzlich das brausende Meer dieser Wunderstadt abebbt und in schweratmenden Schlummer versinkt. Er gewahrt, daß dieses Peking nicht eine Stadt ist, sondern ein vielgliedriges Stadtsystem, zusammengesetzt aus mannigfaltigen Stadtkörpern, in deren Bereich man wochen-, ja mondelang Entdeckungsfahrten unternehmen kann, ohne den Reichtum der

immer neuen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen Lebensbilder auszuschöpfen. Hat er dann als diplomatischer Geschäftsträger den Vorzug, das streng abgesperrte kaiserliche Lager in diesem vielteiligen bunten Völkerlager betreten zu dürfen, so steht er vor neuen Wundern, vor einem Palast-Großbetrieb noch weit umfangreicher und verwickelter als die einstigen Riesenhofhaltungen der Pariser Sonnenkönige, gleichsam vor einem unübersehbaren Riesen-Imkerstock, von und zu dessen Körben unzählige Bienen aus- und einfliegen, um das müßige Leben der Mandschudrohnen zu unterhalten. Nicht nur Kaiserkind, Kaiserin-Mutter und kaiserliche Prinzen, auch die Tsienwang, Beileh und Beitse und wie sonst die Prinzen niederen Geblüts heißen, dazu alle möglichen Schwiegermütter, Prinzenfrauen und Prinzessinnen und schließlich wieder deren „Handpferde" (Edfu), das heißt mandschurisch- oder mongolisch-fürstliche Gemahle haben ihre besonderen Haushaltungen, und von jeder dieser Hofstellen aus spinnen sich die Fäden von tausend politischen Kabalen, unendlichen Amts- und Rang- und Pensionsstreitigkeiten, deren letzte Entscheidung oft bei irgendeinem Türstehergünstling liegt. Übte doch selbst auf eine so männliche und selbstbewußte Frau wie die Kaiserin Tsühsi bis zur Boxerkatastrophe eine eunuchische Schmarotzerkreatur von der dunklen, niedrigsten Herkunft und der geistigen Verbohrtheit, nur in blindem Haß gegen die weißen Teufel großen Art, eines Lilienjing Einfluß aus! Und verfolgt man, auf welch gewundenen Pfaden heute Jüanschikai seine Politik voranzubringen sich abmüht, so fühlt man deutlich heraus, daß er auf Schritt und Tritt mit unendlich vielen Widerständen gleich dunklen Wesens, nur in anderer Gewichtsverteilung wie als früherer Kanzler der Mandschus zu kämpfen hat. Stoßen dann aber diese Kräfte nach zwangsläufigen Gesetzen schließlich einmal in einer elementaren Krise zusammen, von der selbst die erfahrensten chinesischen Politiker gänzlich überrascht werden, dann geht

sofort durch den ganzen europäischen Pressewald als Echo das Seufzerrauschen: Seht unsere unfähige Diplomatie! Sie hat geschlafen und ist wieder einmal übertölpelt worden!

Sie hat vielleicht in Wirklichkeit sehr ernste Mahnungen an die übergeordneten Zentralstellen gerichtet, besitzt aber freilich keine übernatürlichen Gaben der Deutung des politischen Vogelflugs. Sie ist keine vereidete Augurengenossenschaft und keine Photagogenzunft, die durch magische Künste die im Erdall wirkenden und webenden politischen Kräfte an Wänden, im Wasser, in der Schwärze der Nacht sichtbar macht. Die Aufgabe des Gesandten ist zunächst keine andere als diejenige eines guten, wachsamen, pflichtbewußten Berichterstatters mit höherer Verantwortlichkeit und demgemäß gesteigertem Druck der Pflichten der Vorsicht und der Zurückhaltung. Die amtliche Unterrichtung über die Vorgänge in orientalischen Ländern wird nur in dem Grad zuverlässiger werden, als dort einerseits das politische Leben mit der Durchbildung abgeklärter verfassungsmäßiger Zustände aus dem mystischen Dunkel, das sie heute umschwebt, in eine hellere Lichtsphäre tritt, als andererseits allgemein der Westen vertrautere Fühlung mit dem schwer ergründlichen Wesen, das wir als asiatische Seele zu bezeichnen pflegen, gewinnt.

Die Wurzeln des Reformproblems verlaufen so auch hier in ganz anderer Richtung und sind viel verwickelterer Art, als gemeinhin angenommen wird. Das Charaktermerkmal der modernen Entwicklung des diplomatischen Dienstes ist die zunehmende Zentralisation, die das Wirken des ins Ausland geschickten Bevollmächtigten immer unbedingter abhängig von den Verfügungen der heimatlichen Hauptstelle macht. Dieser Werdegang begründet sich natürlich und unbeugsam in der Tatsache, daß heute ein Staat, der zur Weltmacht emporstrebt, nicht mehr, wie einst England, „in einem Anfall von Geistesabwesenheit", lediglich durch keckes und wagemutiges wahlloses Zugreifen nach politischen Spielgewinnen,

wo immer sie sich bieten, zum Ziel gelangen kann, sondern allein durch methodische Vorbereitung günstiger Angriffsstellungen nach einheitlichem, vorbedachtem, taktischem Plan, dessen operative Entwicklung nach außen sich genau und harmonisch dem Wachstum der politischen und wirtschaftlichen Innenkräfte des vorwärtsstrebenden Staatswesens anpassen muß. Dieses Gesetz, das für Deutschland in seiner schwierigen, rings umzingelten Festungslage ganz besonders gilt, verlangt tatsächlich unweigerlich, daß die untergeordneten diplomatischen Organe sich im strengsten Sinn nur noch als verantwortliche Vollstrecker der von oben herab ihnen vorgezeichneten Richtlinien fühlen. Damit verengt sich indessen keineswegs, sondern erweitert sich vielmehr ihr Aufgabenkreis; denn er umfaßt die Bestellung des politischen Ackerlandes mit all den unendlich vielen Fruchtarten moderner Kulturwirtschaft in ihren Anwendungen der hochentwickelten zeitgenössischen Wissenschaft und Technik. Die glückliche Bewältigung dieser Arbeit hat zwei hauptsächliche Voraussetzungen: Zunächst, daß die Gesandten nicht, wie es heute nur zu oft geschieht, lediglich auf Gastrollen kurzlebiger Art an den Stätten ihrer Wirksamkeit erscheinen, sondern möglichst dauernd seßhaft werden, um den diplomatisch-politischen Mechanismus in der gekennzeichneten Ausweitung und Vielfältigkeit der Funktionen wirklich selbständig und auf die Höchstleistungen hin meistern zu können. Zweitens ist solche Meisterschaft nicht möglich ohne sieghaften Kampf mit den Gefahren des Durcheinanderwürfelns von internationaler Wirtschaftspolitik und nationaler auswärtiger Politik, also mit dem System, das den eigentümlichen Kitt der Entente-Verbrüderung bildet, und das über den europäischen Spielraum hinaus zu einer die gesamte Weltpolitik und Völkergesellschaft moralisch zersetzenden Säure zu werden droht. Man braucht, um das zu erkennen, nur daran zu denken, wie das von Frankreich und England kapitalistisch eingedeckte zarische Reich

seinerseits wieder mit dem fremden Kredit Persien ausgewuchert hat, wie die Paris-Petersburger Finanzvertrustung in Kleinasien für strategischen Eisenbahnbau nicht im Interesse der Türkei, sondern Rußlands sich einsetzte, oder wie in China die Brüsseler Société Générale de Belgique als verkappte Agentur derselben Mächte gewaltige Eisenbahnbau-Gerechtsame zusammenschacherte, die im wesentlichen lediglich darauf hinausliefen, die Aufweichung des Riesenreichs der Mitte für die schließliche Liquidation unter den europäischen Beutejägern vorzubereiten. Und daß selbst Deutschland nicht frei ist von den giftigen Ausdünstungen dieses modernen politischen Morastes, beweist die trübe Erinnerung, daß sogar der Kaiser, als er für den Frieden entgegen den Interessen gewisser großindustrieller Kreise eintrat, von deren Pressesprachrohren in unerhörter Weise angegriffen wurde. Hier gilt es, Zwecke und Ziele des diplomatischen Dienstes in scharfer Scheidung festzuhalten. Der Gesandte hat die negative Aufgabe, die Hindernisse zu beseitigen, die sich der ausländischen Entwicklung von Handel und Industrie entgegenstemmen, und die positive, sie zu fördern, soweit damit dem Staat, den er vertritt, zugleich aber auch dem Reich, dessen Vertrauen er genießt, gemeinnützlich gedient ist, nicht aber nur die Privatinteressen einzelner plutokratischer Gruppen zu beschützen. Principiis obsta! Die Diplomatie darf niemals Zweckobjekt werden; sie muß auch im internationalen Verkehr, so gut wie jede Staatsregierung national, über den Parteien stehen, gleichgültig, ob diese politischer oder wirtschaftlicher Art sind. Andernfalls wird jenes wilde Durcheinanderquirlen verantwortlicher und unverantwortlicher politischer Gewalten, das nicht zum wenigsten in die Wirren der heutigen Weltkriegkatastrophe hineingetrieben hat und für dessen Gewitterentladungen man den Diplomaten die Schuld kritiklos in die Schuhe schiebt, nur immer schlimmer werden und nach dem Abzug des gegenwärtigen Sturms alsbald zu neuen Orkanbildungen führen.

14. Die Taktik

Während die militärisch-strategische Taktik in unzähligen Werken nach allen Richtungen hin behandelt worden ist, gibt es Studien über die diplomatische Taktik in monographischer Form überhaupt kaum und sonst nur, spärlich verstreut, als Anhängsel in Untersuchungen verwandter Fragen. Eine eingehende Analyse des Problems ist natürlich hier, wo es lediglich darauf ankam, das Wesen der Diplomatie in den wichtigsten Erscheinungsformen etwas genauer zu beleuchten, nicht möglich; es muß eine summarische Betrachtung der wichtigsten Grundgesetze und ihrer ursächlichen Zusammenhänge und Ableitungen genügen.

In der Strategie wird gemeinhin der Angriff nicht nur als die beste Parade, sondern auch allgemein als das wirksamste Mittel zur Erreichung des gesetzten Ziels, der Vernichtung des Feindes, angesehen. Aber auch hier gilt das Gesetz nicht bedingungslos; der große Kriegsphilosoph und Militärschriftsteller Clausewitz hat sehr zutreffend die Verteidigung als „die stärkere Form mit dem negativen Zweck" dem Angriff als „der stärkeren Form mit dem positiven Zweck" gleichgestellt. Erst recht kann in der Politik das Drauflosgehen nicht als beste und wirksamste Waffe vorbehaltlos gelten. Napoleon, Blücher, Wrangel waren Diplomaten à sabre et à poigne, aber sicherlich nicht die besten, mochten sie sich auch noch so sehr über die Federfuchser ereifern, die alles verdürben, was das Schwert gut gemacht habe. Der Krieg ist bekanntlich kein isolierter Akt, sondern eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Schon daraus ergibt sich das vorbeugende Wesen der Aufgaben der Diplomatie in doppelter Form: erstens den kriegerischen Zusammenstoß zu verhüten, zweitens, wenn die Krise gleichwohl ausgebrochen, den Frieden in solcher Form zu vermitteln, daß das Reibungselement gänzlich oder für möglichst

lange Zeit neutralisiert wird. Damit ist keineswegs gesagt, daß die Diplomatie stets die Erhaltung des Friedens als eigentlichen Zweck ihrer Tätigkeit anzusehen hat. Jeder Staat gerät zeitweise in die Klemmlage, daß er die kaum vermeidliche Auseinandersetzung mit dem Schwert in der Hand gegen einen drückenden Feind voraussieht, aber nicht unmittelbar zur ultima ratio greifen will, weil ein friedlicher Ausgleich des Gegensatzes immerhin nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten liegt, weil ihm sein Rüstzeug noch zu schwach erscheint oder weil er aus sonstigen Gründen kombinatorischer Politik den Zeitpunkt zum Durchhauen des Knotens nicht für gekommen erachtet. So stand es beispielsweise um die preußische Politik Bismarcks vor 1870, und so steht es gegenwärtig um die Lage Chinas, dessen Generäle lieber heute als morgen gegen das verhaßte, übermütige Japan losschlagen möchten, während Jüanschikai aus Zweckmäßigkeitsgründen an einer scheinbar schwächlichen, in Wirklichkeit aber doch wohl notwendigen und heilsamen Fabierpolitik des Ausweichens festhält. Auf solchen Zwischenstufen ist also die Diplomatie die nicht vorbeugende, sondern vorbereitende Aufgabe der Entwicklung einer für den Tag der Entscheidung möglichst günstigen Spiellage auf dem weltpolitischen Schachbrett gestellt.

Damit ist bereits eine weitere wichtige Feldherrnaufgabe des Diplomaten angedeutet. In der Physiologie spielen bekanntlich eine eigentümliche Rolle die Reflexbewegungen, die durch die Erregung von Empfindungsnerven ohne Zutun des Willens, sogar ohne Bewußtsein des Vorgangs — beispielsweise im Schlaf, in der Narkose — hervorgebracht werden. Die Reflextätigkeit selbst kann ebensowohl erregend wie lähmend sein; der letztere Fall, die Reflexhemmung, tritt jedesmal ein, wenn der Bewegungsnerv einen unter normalen Verhältnissen bestehenden funktionellen Zustand zur Erstarrung bringt (Atem-, Herz-, Reizlähmung usw.).

Daneben gibt es noch sogenannte geordnete Reflexe, bei denen es sich um Auslösung verwickelter Bewegungen mit dem Charakter des Zweckmäßigen und des harmonischen Zusammenwirkens handelt. Alle diese Gesetze gelten auch für die Diplomatie in übertragener Form und Bedeutung. Jeder, der dem Spiel auf der diplomatischen Bühne ein halbwegs aufmerksames Auge und Gehör schenkt, weiß, daß, sobald an irgendeinem politischen Zentrum ein Taster bewegt wird, sofort in dem überaus empfindlichen System des weltpolitischen Leitungsnetzes hundert gleich- und gegenläufige Ströme in Erregung gesetzt werden. Bildlich und volkstümlich gesprochen: rührt sich in Berlin ein Bewegungsnerv, so entsteht in London ein Kitzel in der Nase, in Paris eine Reizung der Kehlkopfhaut, in Petersburg eine Zerrung der Gesichtsmuskeln, um an der Themse ein Niesen, an der Seine ein Husten, an der Newa ein Grimasseschneiden hervorzubringen. So werden durch Vermittlung des nervösen Zentralorgans vermöge einer Reizung Hunderte von Empfindungsnerven unwillkürlich in Erregung gesetzt, und der Diplomat muß sich bei jeder seiner Handlungen nicht nur dieser naturgesetzlichen Fernwirkungen bewußt sein, sondern auch vorher möglichst genau den Grad der Reflexerregbarkeit abmessen können, der je nach dem Temperament, der Gemütsverfassung, den persönlichen und nationalen Stimmungen, offenen und verdeckten politischen Strömungen hin- und herschwankt.

Dem physiologischen Reflexgesetz verbindet sich ein chemisches, das Reaktionsgesetz, wonach jeder Körper, der auf einen anderen reagiert, sich chemisch verändert. Hier liegt das Moment der feinsten, aber auch der schwierigsten Wirkungs- und Erfolgsmöglichkeiten diplomatischer Kunst. Für die gewöhnliche verteidigende Vorbeugungspolitik gilt erfahrungsgemäß nur zu oft der Satz, que le jeu ne vaudrait pas la chandelle, weil sie sich lediglich darauf beschränkt, zwischen einer bestimmten Gruppe von Staaten einen Ausgleich

herzustellen, dessen Gleichgewicht alsbald von der Gegenseite mit gegenstrebigen Mitteln aus den Angeln zu heben gesucht wird. Aber die politischen Gegensätze lösen sich nicht nach dem einfachen Entweder — Oder von Interessengleichläufigkeit und Interessenkreuzung auf, noch nach einer simplen Gleichung von der Form

$$f(a - b - c) = o,$$

bei der, wie immer man die Summanden auf die eine oder andere Seite hinüberrückt, stets das Gleichgewicht der Funktionsreihe hergestellt ist, sondern es schieben sich zwischen die Pole eine Menge pendelnder Energien, die aus dem Schwebe- und Lavierungszustand zu einem Beharrungszustand drängen: sie sind es, durch deren Anpassung und Angleichung überlegene Meisterschaft im politischen Spiel sich freie Hand und tatsächliches Übergewicht zu gewinnen vermag. Und zwar gilt das in gleicher Weise technisch wie moralisch. Eine geniale Leistung nach beiden Richtungen hin war die Lösung der schleswigschen Frage durch Bismarck. Es standen ihm zwei Wege offen. Er konnte sie entweder, nach dem Vorbild Friedrich Wilhelms IV., als Prozeßsache des deutschen Bundesstaats behandeln und hatte dann mit der Eifersüchtelei und der Kirchturmpolitik der deutschen Bundesfürsten zu rechnen. Oder es stand ihm der Weg offen, dem Problem als einer internationalen Angelegenheit auf dem Fuß des Londoner Protokolls, mit dessen Signatarmächten er sich in diesem Fall auseinanderzusetzen hatte, zu Leib zu rücken. Er zog den letzteren Weg vor, obwohl er gefährlicher erschien, und zwar mit Recht und mit glänzendem Erfolg. Denn er konnte sich zunächst darauf stützen, daß Dänemark den Londoner Vertrag tatsächlich verletzt hatte, und nachdem er so das moralische Recht des unbeliebten Preußens klargestellt hatte, vermochte er auch das formale Recht auf dessen Seite zu bringen, indem er durch überaus geschicktes Verhandeln die Stimmungen für

Kopenhagen in das Gegenteil verwandelte und dieses schließlich aus dem großmächtlichen Schutz in eine vollkommen isolierte Stellung drängte, die es letzten Endes zur fast bedingungslosen Kapitulation nötigte.

Die Durchführung des Bismarckschen Unternehmens ist zugleich ein treffliches Beispiel der Verbindung von taktischer Verteidigung — nämlich gegen die üblen Folgen der unglücklichen schleswig-holsteinschen Politik von 1848 — à armes courtoises mit einer geschickten Angriffspolitik von fest zugreifender Faust im gegebenen günstigen Augenblick. Die Vorteile und Nachteile von Angriff und Verteidigung sind bei der diplomatischen Kunst durchaus gleichartiger Natur wie bei der feldherrlichen. Die innere Linie der Verteidigung ermöglicht die ökonomische Sammlung, Schonung, Bereithaltung der Kräfte, die überraschende Flankierung und Durchdrückung der Anmarschlinie des Gegners, wenn dieser in übereiltem, unvorsichtigem Vorstoß sich eine Blöße gibt. Ihr Übel dagegen ist, daß sie, je länger der Angegriffene sich an sie festklammert, desto mehr zu unvorteilhafter Ausdehnung der Kampffront zu führen pflegt, daß der Geist des Ausweichens, Lavierens, Hin- und Herziehens namentlich unter einem politischen Führer, der sich noch nicht durch erfolgreiche Taten bewährt hat, auf die Nation entmutigend wirkt, daß nach den psychologischen Trägheitsnormen der Übergang zum Angriff schließlich immer schwieriger wird, daß die ganze Passivität nur zu oft unter dem Zeichen des Mangels an Erkenntnis der realen Staatsnotwendigkeiten steht, die Treitschke trefflich in den Worten gekennzeichnet hat: „So gewiß der Staat Macht ist, ebenso gewiß bleibt die Schwäche, auch die wohlmeinende Schwäche, unter allen politischen Sünden die schwerste." An und für sich erscheint daher zweifellos auch für die Diplomatie der Angriff die vorteilhafteste und fruchtbarste Taktik, allerdings unter noch mehr Einschränkungen und Vorsichtsbedingungen, als sie beim militärischen Zu-

schlagen gelten. Dem kecken, siegreichen Feldherrn, der sich im Vorstoß überhastet hat, bleiben meist Wege genug offen, um sich durch geschickte Verschleierung seiner Bewegungen, durch Ausbiegen und Drehungen der ihm gestellten Falle zu entziehen. In der diplomatischen Strategie sind die Folgen eines ähnlichen Fehlgriffs meist sehr viel verhängnisvoller, und mancher Staat ist an den Rand des Untergangs gestoßen worden durch solche Fehler, die nach dem tragischen Gesetz sich auswirkten: „Fürchterlich wirkt ein falscher Gedanke, wenn ihn die Macht annimmt und durchzuführen versucht, wenn Führer und Geführte irre sind, Blinde von Blinden geleitet."

Sind aber alle Vorbedingungen für den kraftvollen Angriff gegeben, ist dafür — was schließlich immer eine Gabe der Intuition, weidmännisch gesprochen, der richtigen Witterung bleibt — der günstige Augenblick erkannt, dann muß für den Stoß wiederum das militärische Prinzip maßgebend sein, daß die wirksamste Waffe nicht der Front-Ansturm, sondern die Umflügelung zur Aufrollung und schließlichen Umzingelung der Stellung des Feindes bis zur Erreichung des Endziels, seiner Vernichtung, ist. Denn der Frontstoß hat die unausbleibliche Folge, die sämtlichen möglichen Gegner in einen einheitlichen Block zusammenzuschmieden. Das hat Deutschland nur zu bitter in der ersten wenig glücklichen Epoche nach Bismarck erfahren. In der Zeit, da das Schlagwort galt: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", wurde die deutsche Front theoretisch über die ganze Welt, realpolitisch bis nach Ostasien ausgedehnt. Die Wirkung des Gewaltmarsches war die Bildung des Entente-Trusts mit Japan und sogar — in gewissen Grenzen — mit den Vereinigten Staaten als stillen Teilhabern. Gerade die ostasiatische Politik bietet nun ein überaus dankbares kritisches Material zur Durchleuchtung der Grundfragen diplomatischer Angriffstaktik.

Als Japan 1894 das ihm militärisch in keiner Weise gewachsene China mit kurzen, scharfen Hieben niederge-

zwungen hatte, forderte es als Siegespreis Liaotung, die Fischerinseln und Formosa, sowie die Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas und zeichnete damit bereits den Grundriß seines hochfliegenden imperialistischen Programms in die politische Landkarte Ostasiens ein: es suchte sich an den Küsten des inneren Gelben Meeres in beherrschender Stellung festzunisten, um von hier aus die Meerestore Nordchinas zu bewachen und die Südmandschurei und das „Land der Morgenfrische" zu flankieren; es baute gleichzeitig sein Inselreich nach der malaiischen Inselwelt hin aus, stellte sich in breiter, bedrohlicher Front vor Mittelchina auf und machte sich zum Sprung über die Riukiu-Inseln nach den Philippinen bereit, die ein Jahr vorher, auf Grund des Pariser Friedens, als spanisches Erbe der nordamerikanischen Union zugefallen waren. Kurz, es schuf die Grundlage sowohl zu seiner Entwicklung als Festlandsgroßmacht wie seines Aufstrebens zur Seeherrschaft im Riesenreich des Stillen Ozeans. Unter Berufung auf die Unverletzlichkeit Chinas widersetzte sich Deutschland den Ansprüchen Tokios auf Liaotung und entzweite sich so durch seinen Beitritt zum Friedensschluß von Schimonoseki mit dem bis dahin wohlbefreundeten Japan, ohne das Ziel, die bereits im Zeichen der beginnenden Entente-Einkreisung stehenden europäischen Machtverhältnisse zu seinen Gunsten zu verschieben, irgendwie erreichen zu können: tatsächlich waren schon damals die politischen Drahtleitungen zwischen London, Paris und Petersburg zu eng geknüpft, als daß ihre Bindung durch solche kleine Störungen dauernd hätte unterbrochen werden können. Dem scharf unterstrichenen Gesetz der Unantastbarkeit Chinas wurden nun die europäischen Vertragsmächte ihrerseits gerecht, indem sie der Reihe nach auf Pacht- und Einflußgebiete an den wichtigsten Küstenplätzen des Reiches der Mitte die Faust legten: England auf Hongkong und Weihaiwei, Frankreich auf Kwangtschouwan, Rußland auf Dairen, Deutschland auf Tsingtau. Daß der deutsche

Schachzug, insofern er einen strategisch wie handelspolitisch wie kulturwirtschaftlich gleich wichtigen Punkt im ostasiatischen Wettbewerbsgebiet herausgriff, geschickt und weitsichtig gespielt war, hat sich genugsam erwiesen, nicht minder klar aber sich bezeugt, daß ihm die gehörige diplomatische Deckung und Sicherung fehlte. Wie die Dinge sich bereits entwickelt hatten, konnte Berlin mit einigem Vertrauen Sekundantendienste und Partnerschaft zur Stütze dieses so weit von der europäischen Operationsbasis gelegenen vorgeschobensten Postens der aufstrebenden deutschen Weltmacht nur von den Vereinigten Staaten erwarten, sah sich aber gerade in diesem Vertrauen von Jahr zu Jahr mehr enttäuscht. Durch den Hay-Pauncefote-Vertrag von 1901 war die Glut der alten britisch-amerikanischen Freundschaft zugedeckt worden, und den Dank für seine Nachgiebigkeit in der Panamakanal-Streitsache konnte London schon im folgenden Jahr in glücklichster Weise ernten. Der berüchtigte Bündnisvertrag, den es 1902 mit Tokio abschloß, hätte unter anderen Umständen sicherlich einen Sturm der Entrüstung in der ganzen Union über das kultur- und rassenverräterische Vorgehen Englands und seine Verbrüderung mit dem Erbfeind des Sternenbannerreichs hervorgerufen. Jetzt wurde die Nachricht ziemlich ruhig aufgenommen, ja Washington unterstützte sogar von da ab die von England und Japan gemeinsam in Peking betriebene russenfeindliche Politik mit dem bekannten Erfolg, daß das zarische Reich zunächst diplomatisch-taktisch auf den Isolierschemel gedrängt und dann militärisch von dem Mikadoreich auf die Knie gezwungen wurde. „Dai Nihon" war mächtiger denn je geworden, und man hätte erwarten sollen, daß die Union nunmehr wenigstens, angesichts des immer bedenklicher werdenden Kraftanschwellens und Ehrgeizes des Gegners, eine andere Peilung ihrer Politik im Anschluß an Deutschland und auf dem Boden ernsthafteren Festhaltens an den Gesetzen der offenen Tür und des Schutzes

Chinas festgehalten hätte. Statt dessen strebte sie jetzt erst recht auf zwitterhaftem Zickzackkurs vorwärts. Im Verein mit London wußte Washington zwar Japan die Hoffnungen auf eine Kriegsentschädigung von Rußland zu verderben, trug dann aber doch wieder kein Bedenken, Tokios Finanzier zu spielen, teils um der Geschäftsinteressen Wallstreets willen, teils in der trügerischen Hoffnung, den Gegner kapitalistisch einwickeln zu können. Dann wieder holte es unvermittelt, wie beispielsweise 1907 mit der Reklamefahrt seiner „Weltumsegelungsflotte", die als ärmliches Ergebnis den Root-Takahira-Vertrag über die Unverletzlichkeit Chinas zur Folge hatte, und mit dem Knoxschen Vorschlag zur Neutralisierung der mandschurischen Eisenbahnen zu Schlägen gegen Japan aus, deren Mißerfolg vorauszusehen war; hatte der diplomatisch weit klügere Gegner doch längst Rußland die versöhnliche Hand gereicht, ja die Verbündung mit ihm in die Wege geleitet und so sich eine Front- und Rückendeckung geschaffen, vor deren Stärke derartige amerikanische Stegreifangriffe wie Glas am Felsen zersplittern mußten. So verengte und verstärkte sich die japanische Blockade gegen den amerikanischen Einfluß, damit aber auch zwangsläufig die Schwäche und Einsamkeit Deutschlands mehr und mehr und wurde weiterhin 1911 und 1912 durch die abermalige Erneuerung des Bündnisses zwischen Tokio und London und durch das russisch-japanische Geheimabkommen verdichtet, ohne daß man es darum in New York für nötig erachtet hätte, von der alten Schaukelpolitik mit dem britischen Leitseil um den Hals abzulassen. Im Gegenteil, schon Taft ließ sich durch die Schlingen der Schiedsgerichtspolitik und durch ein Geheimabkommen, wonach sich die Union verpflichtete, nichts Feindliches gegen Japan zu unternehmen, solange dieses als Bundesgenosse Englands für dessen Interessen einträte, vollends in das Netz der „unwritten liabilities" der Londoner Einkreisungspolitik verstricken; wie sehr man in Amerika das Wesen der japa-

nischen Gefahr noch bis in jüngste Zeit hinein verkannte, kann nichts deutlicher bezeugen als die Tatsache, daß in der New Yorker Presse der japanische Räuberanfall auf Tsingtau mit unverhohlener Schadenfreude als ein Blitzableiter, der die Machtgelüste Tokios vom amerikanischen Dach ableite, begrüßt wurde!

Die ganze politische Tragikomödie erscheint so als ein überaus lehrreiches Beispiel der verhängnisvollen Folgewirkungen übereilter, nicht genügend gedeckter Anzüge im diplomatischen Angriffsspiel. Um es in Ostasien erfolgreich durchzuführen, hätte Deutschland — ob die allgemeinen taktischen und psychologischen Voraussetzungen der politischen Weltlage dafür gegeben waren, muß dahingestellt bleiben — sich nicht etwa nur des „freundlichen Wohlwollens", sondern der aktiven Sekundantenpolitik der Vereinigten Staaten vertragsmäßig versichern müssen; es hätte damit aller Wahrscheinlichkeit nach den wirksamen Hebel in der Hand gehabt, um die sich bildende Entente-Front vom Osten her aufzurollen und schließlich an günstiger Stelle durchzustoßen, statt daß die Entwicklung in umgekehrter Linie sich vollzog. An Stelle solcher Realpolitik setzte es das sentimental berückende Prinzip der abendländischen Kulturgemeinbürgschaft mit dem feierlichen Mahnruf an die Völker Europas, ihre heiligsten Güter zu wahren, mußte aber sehr bald von dem völlig nichtigen Wesen dieser Vertrauensseligkeit sich überzeugen. Schon bei dem gemeinsamen Feldzug gegen Peking zur Unterdrückung der Boxerunruhen hielten sich die ausschlaggebenden Vertragsmächte England und die Union, nach Möglichkeit „im Hintergrund der Neigung, fern von dem Schuß und Anfall der Begier", und später verstand es London vortrefflich, Washington mit den Schlagwörtern vom angelsächsich-blutsbrüderlichen und weltbeherrschenden Commonwealth der Zukunft nach der Weise des berühmt gewordenen Carnegieschen Aufrufs: Look ahead! einzuseifen und in

sein imperialistisches Triumphgefährt einzuspannen. War die Politik Berlins fehlerhaft im Ansatz, so erscheint freilich die amerikanische Taktik als eine geschlossene Kette von Kurzsichtigkeit, Planlosigkeit, Rückgratschwäche, und es kann kaum zweifelhaft sein, daß für Washington ein schwarzer Tsingtau-Tag noch weit schlimmerer Art als für Deutschland kommen wird, dem der magere Trost bleibt, daß es in Ostasien mehr das Opfer fremder Torheiten als eigener Fehler geworden ist.

One thing at a time and just play this thing for its worth! Aus der Versündigung gegen dieses Mahnwort in einer durch die Vielheit der Ziele sich übernehmenden und zerflatternden, in der diplomatischen Fundierung schwachen Taktik sind alle die Jugendschwächen der imperialistischen Sturm- und Drangperiode des Deutschen Reichs entstanden, die in der neuen nach dem Kriegssturm beginnenden Epoche eine gereiftere, welterfahrenere Politik zu überwinden und gut zu machen haben wird.

15. Deutschlands Weltberuf

Die gegenwärtige blutige Tragödie des titanenhaften Weltkriegs erscheint, von der höheren Warte geschichtskritischer Weltbetrachtung aus gesehen, letzten Endes nur als die zwangsläufige Auswirkung der Revolutionstätigkeit demiurgischer Gewalten, die in langen Zeiträumen auf diese politische Götterdämmerung hingewirkt haben: das ist nicht etwa eine Augurenweisheit, die den Gewitterorkan ankündigt, wenn der Blitz schon eingeschlagen hat, das haben vielmehr vornehmste deutsche Denker schon vor Menschenaltern intuitiven Blicks vorauserkannt und mit zwingenden Beweisgründen klargelegt. So vor nicht weniger als rund 70 Jahren der geniale Politiker-Philosoph Friedrich List, der damals, in scheinbarem Widerspruch zu den Entwicklungsfolgen des Krimkriegs, darlegte, wie „Frankreich und Rußland schon

durch das Gesicht der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften zueinander hingezogen seien, wie ihre wechselseitige Zuneigung wohl durch vorübergehende Ereignisse verdeckt werden könne, aber naturgemäß in einer entente cordiale [so!] endigen müsse, und wie das erste Ziel dieses Bundes kein anderes sei als das, Deutschland zu unterdrücken oder doch so weit zu unterwerfen als erforderlich, um die Deutschen dem gemeinschaftlichen Verbrüderungszweck, der Bedrohung der englischen Suprematie in Europa wie in Asien, dienstbar zu machen." Und noch deutlicher hat ein anderer geistesverwandter Genius deutscher Gelehrsamkeit, der Schwabe Karl Christian Planck, vorausbestimmt, was heute welterschütterndes Ereignis geworden ist, wenn er 1880 in seinem „Testament eines Deutschen" ehernen Griffels schrieb:

„Der russische Osten hat sich im Selbstgefühl seiner religiös-politischen Einheit dem in einseitig nationales Sonderdasein zerfallenen Westen mit Bewußtsein gegenübergestellt und angesichts des noch unfertigen Zustandes anderer slawischer Stämme und des zerfallenden türkischen Reichs eine unverhältnismäßig hohe Bedeutung für sich in Anspruch genommen. So wird er naturgemäß zum Gegner des österreichischen Staates, jenes Reiches, das seit langem in der umfassenden Verknüpfung des deutschen mit den fremden Elementen die Grundlage seines Bestandes hat. Keine politische Klugheit, keine Friedensliebe von seiten Deutschlands vermag innerhalb der jetzigen bloß internationalen Ordnung diesen feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, denn mächtiger als alle Klugheit ist die Natur der Verhältnisse. Und kommt es dann einst zum Kampfe, so wird derselbe, so sehr wir ihn auch zum Besten Europas auszufechten haben, dieses doch nicht an unserer Seite finden, sondern wie im Osten, so werden wir gleichzeitig auch im Westen uns verteidigen müssen. Nach allen Seiten wird die Eifersucht sich gegen das Deutsche Reich erheben."

Es gibt eben in der Geschichte der Staaten und Völker Wendungen und Katastrophenbildungen, die mit der Gesetzmäßigkeit elementarer Naturereignisse eintreten und gegen deren Übergewalt alle Diplomatenkunst letzten Endes ohn-

mächtig ist: diese Wahrheit sollten sich die politischen Kritiker, die in ihren Urteilssprüchen über die Diplomatie und in der Belastung ihres Sündenkontos desto hochfahrender sind, je mißlicher es um ihre Sachverständigkeit steht, wohl zu Herzen nehmen. Unter dem schweren, dröhnenden Gang der Gegenwarts-Weltereignisse werden alle solche Thersites-Splitterrichtereien geknickt wie Strohhalme im Sturm, erhebt sich gebieterisch das Übergroße, Ewige, Untergründige der nationalen Daseinsfragen vor dem Stuhl des Weltgerichts. Heute wird niemand mehr zu behaupten wagen, daß es sich beim Zusammenstoß zwischen Wien und Belgrad lediglich um den Ausfuhrhandelsstreit wegen „des serbischen Borstenviehs" handle. Heute erscheint vielmehr die Krise jedermann deutlich nur als einzelne Szene des gewaltigen russisch-slawischen und slawisch-deutschen rassenpolitischen Dramas, dessen Entwicklungsformen ein List und ein Planck voraussahen und dessen Drehachse Napoleon mit seinem Wort von dem Europa, das kosakisch zu werden drohe, kennzeichnete. Und wie hier, so tauchen überall auf den Weltkriegs-Tubaruf hin die Gespenster von Schicksalsfragen auf, deren Umsturzgewalt die Daseinsformen der Völker und Nationen völlig umzubilden und alle Herrenansprüche, die nicht in festestem Felsengrund verankert sind, zu vernichten droht. So im Norden das germanisch-skandinavische, im Nordwesten mit Belgiens Eroberung das niederdeutsche, in Großbritannien das irische Nationalitätenproblem, im Mittelmeer die verwickelte Verknotung von See- und Kolonialmachtfragen, die hier, immer heißer und reibungsgefährlicher aneinanderstoßend, das große ozeanische Binnenbecken neuerdings wie im Altertum zum Angelpunkt der europäisch-asiatischen Weltherrschaftsprobleme machen. Die Schwergewichte all solcher Sorgen Europas verdoppeln, vervielfachen sich beim Blick auf dessen Schicksalsverkettung mit den Nöten und heraufziehenden Gewitterstürmen der östlichen Welt. Unter britischer Herrschaft

leben schätzungsweise rund 90 Millionen Mohammedaner, unter holländischer 30, unter chinesischer annähernd ebensoviel, unter türkischer 24, unter russischer 20 von insgesamt 230 Millionen; wenn der Islam mit der Kraft des Schwerts allenthalben die Befreiungsideale zu verwirklichen vermag, die ihn heute in seiner Dschihad-Stimmung begeistern, welchen revolutionären Umbildungen werden dann die mächtigsten und größten Reiche der Erde unterworfen werden und nach welchen neuen Reaktionsgesetzen wird die alte Antithese zwischen christlicher und muslimischer Welt sich neuformen? Weiter: Japan hält offenbar die Stunde für gekommen, um als Vormacht des Mongolentums das große Ziel seiner imperialistischen Politik, die allseitige Anerkennung bedingungsloser Rechtsgleichheit der gelben Rasse mit der weißen durchzusetzen und zugleich in der ostasiatisch-pazifischen Machtsphäre sich eine Herrenstellung zu erobern, ähnlich wie sie einst Rom zur Zeit der höchsten Blüte seiner Herrschgewalt in der Alten Welt ausgeübt. Wenn es aber sicher ist, daß mindestens die Vereinigten Staaten und die britischen Dominien Amerikas und Australiens diesen Ansprüchen sich niemals gutwillig fügen werden: zu welchen neuen Organisationsformen der ganzen Weltpolitik wird dieser Zwiespalt führen? Schließlich, engstens mit dieser Streitsache sich verknüpfend: die Bürger des Sternenbannerreiches sind überzeugt, daß mit der Eröffnung des Panamakanals „die Weltpolitik sich auf die pazifische Seite legen werde". Die Prophezeiung tritt, insofern der Isthmusdurchstich mit dem Ausbruch des Weltkriegsbrandes zeitlich zusammenfiel, in eigentümliches Zwielicht: wird Europa tatsächlich nach schwarzseherischen Ankündigungen in seinen Völkerschlachten sich also schwächen und zermürben, daß fast selbsttätig das Übergewicht der Alten Welt nach der Neuen Welt hinübergleitet?

Gleichmäßig in allen Durchblicken auf die düstere, sturmbewegte politische Schwebelage wird so die Unzulänglich-

keit der Maßstäbe deutlich, welche die marktgängige Kritik an den Beruf, die Aufgaben und die Verantwortlichkeiten der diplomatischen Geschäftsträger anlegt. Im Sommer der Friedenszeit hat man nicht genug die Einflüsse von Handel, Industrie, Großkapital auf die großmächtliche Politik betonen können, ja man hat aus der internationalen Gebundenheit dieser Wirtschaftskräfte das alsbaldige Verlöschen eines Weltbrandes, dessen Wetterleuchten am östlichen wie westlichen Horizont immer bedrohlicher wurde, ableiten wollen. Die Einseitigkeit und Horizontenge solcher Anschauungen liegt heute klar zutage; den rot aufflammenden Strahlen der Sonne im Morgenanbruch gleich leuchtet weithin die Wahrheit, daß alle die Energien der Volks- und Weltwirtschaft doch schließlich nur untergeordnete Glieder, Bindungsstücke, Aufbaustufen der großen nationalen Gebäude sind, um deren Schutz und Erhaltung sich alles dreht und als deren Torwarte die Diplomaten bestellt sind. Ihnen mögen daher juristische, kaufmännische und alle möglichen sonstigen Fachkenntnisse von noch so großem beruflichem Wert sein, müssen aber letzten Endes doch wertlos bleiben, wenn die Grundlage wirklich fruchtbarer und großzügiger Amtsverwesung fehlt: das ist der geschichtlich geschulte staatsmännische Geist, das ist die überlegene Schöpferkraft, die auf tiefe Erkenntnis der natürlichen entwicklungsgesetzlichen Daseins- und Fortbildungsbedingungen einer Nation sich stützt, das ist die freie Beherrschung aller Mittel, den staatlichen Organismus nicht durch gewaltsame Anstöße und willkürlichen Druck von außenher, sondern mittels der innewohnenden, grundständigen Kräfte immer kernhafter, tragfester, machtvoller, seelengrößer, weltbedeutender zu machen. Nicht Gelegenheitsmacher von der Art der Entente-Politiker, sondern der divinatorische Genius von Männern, welche, über die Hecken ihrer Zeit weit hinausblickend, Schmied eines nationalen Rüstzeugs sind, das nicht nur dem heutigen Geschlecht, sondern noch

Enkeln und Enkelkindern ein zuverlässiges Wehr und Wappen für alle ihre Machtkämpfe wird: das ist es, was Deutschland um seiner Zukunftsgröße willen bedarf und was ihm allein einen seinen militärischen Triumphen entsprechenden großen und dauernd gesicherten politischen Erfolg gewährleistet.

Den Goldblick des in diese Gesichtslinie gestellten Problems hat wiederum Planck aus verworfenem Gestein freigeschlagen, wenn er sein deutsches Testament erhobener Stimme schließt:

„Aufgehen wird unter Blut und Tränen die Erkenntnis, daß nimmer der bloße Nationalstaat und seine Erwerbsgesellschaft Frieden und Versöhnung zu geben vermag, sondern nur der des universellen Berufsgesetzes, daß nur in ihm für all die inneren Schäden wie für das Verhältnis der Staaten zueinander, für die verkommenen Zustände des Orients, wie für die Verderbnis und Veräußerlichung der eigenen Bildung die erneuernde Wiedergeburt liegt. Hat der erste Kampf [von 1870/71], der unsere nationale Erhebung verhindern sollte, sie in Wahrheit erst zur Vollendung gebracht, so wird umgekehrt der zweite, den die Unzulänglichkeit all dieser nationalen Ordnung verschuldet, auch für immer über sie hinausführen zu menschlich universellem Ziel. Aus Kämpfen und Wehen einer ganzen Nation erst wird die Saat einer bleibenden Rechtsordnung aufgehen."

Es könnte scheinen, als würde hier für ein mattes Weltbürgertum geworben, um das Stahlgerüst des Nationalstaats mit prunkvollen und verlockenden, aber nicht wetterfesten, durchlässigen Wandflächen zu bekleiden. Das Gegenteil ist der Fall. Mit Recht wird lediglich davor gewarnt, im Nationalstaat ein vollkommenes und absolutes Ideal zu sehen, wird darauf hingewiesen, wie dessen Bau der Bekrönung in jenem echten adligen Universalismus bedarf, der das unveräußerliche Erbe der vornehmsten geistigen Führer und der ersten Schrittmacher der Kulturgröße Deutschlands ist: der in dem tiefen deutschen Glauben seinen Ankergrund hat, daß alles Wirken für persönliche Nützlichkeiten zweckarmes, gewöhnliches,

vergängliches Alltagsmühen ist, alles Wirken für die ganze Menschheit und ihre Zukunft zweckgesetzlich, pflichtgeboten und von Ewigkeitswert ist, daß der einzelne, das bürgerliche wie das nationale Individuum, das sein Handeln allein nach den Trieben seiner Ichsucht bestimmt, vor Gott schuldig wird, daß der Held, der sich in religiösem Verantwortlichkeitsgefühl dem Dienst der Gesamtheit unterstellt, ein wahrer Menschheitserlöser ist.

Deutschlands Beruf ist es, nicht nur der Logiker, sondern auch der Ethiker der Weltpolitik zu werden.

Es wird sich nicht nur hüten müssen, bei der fortschreitenden Reichs-Machtgestaltung und deren immer mehr sich verwickelnden Aufgaben, den technischen Aufbaufehlern zu verfallen, die heute sichtlich Größerbritanniens Unheilbringer sind, sondern auch, ernsteren Pflichtbewußtseins, sich davor zu bewahren haben, nicht England gleich ein Verächter des nicht minder als für die einzelnen Menschen für die nationalen Individuen gültigen Pflichtenimperativs zu werden. Das britische Herrentum hat immer nur an sich, an seinen Geldbeutel und seine Vorteile gedacht, hat, die eigene Ohnmacht zu verhüllen, seine Kriege dem sinkenden Rom gleich mit gekauften Söldnern geführt und hat, gemäß seinem üblen politischen Cant, alle Völker schematisch und ohne Rücksicht auf ihre natürlichen geschichtlichen Lebensbedingungen mit den Äußerlichkeiten demokratischer Freiheitsrechte begnadet, ist aber schließlich doch nur ein mit goldenen Ketten fesselnder Sklavenhalter gewesen. Aber man muß Werte, ja sich selbst opfern, um Kräfte zu erzeugen und als Samenwurf des großen geheimnisvollen Erneuerungsgesetzes zu wirken, das Leben und Sterben der Menschen wie der Völker regiert; mit anderen Worten, eine wirklich aristokratische Herrennation muß notwendig ihre Macht auf dem Ethos universell mensch-

licher Ideale begründen, um sich ein unerschütterliches Granitfundament ihres Vorwärtsstrebens zu schaffen und als eine wahrhafte Heilbringerin anderer Völker Anerkennung zu finden.

Und nur so kann Deutschland hoffen, der hoheitsvollen Aufgabe gerecht zu werden, die ihm im Rat der Völker bestimmt ist. Das Grundproblem deutschen Geistes, wie es im Schaffen und Streben des größten deutschen Dichters Goethe durchschimmert, ist die Kanonisierung des Lebens: das Urbild der Menschheit in sich darzustellen, Natur und Geist, mechanischen Zwang und seelische Freiheit, das Allgemeine mit dem Besonderen, das Vielfältige mit dem Einfachen, das Ideelle mit dem Empirischen zu versöhnen und in Gleichklang zu bringen, um solcher Gestalt, in der Darstellung der Einheit, das Menschliche zu verewigen, zu vergöttlichen. Lebensendzwecke und -endziele des einzelnen sind aber untrennbar von denen der Nation, welcher er angehört und die das großräumige Gefäß seines politischen, sozialen, geistigen Seins und Wirkens ist. Die Dominante im Denken aller Pfadfinder und Wegweiser Deutschlands zu den Höhen seiner Zukunft ist der unerschütterliche Glaube, daß die deutsche Nation nicht untergehen könne, ohne die ganze Welt ins Verderben zu reißen, daß sie ein einzigartiges Salz der Erde, eine unentbehrliche Grundkraft des menschlichen Werdens und Wachsens nach höchstem Weltplan ist. In solcher Überzeugung hat Fichte ausgerufen: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Und in gleichem Sinn hat Schelling die Bestimmung des Deutschtums in den klassischen Sätzen gedeutet: „Zu eigentümlich von Gemüt und Geist ist das deutsche Volk gebildet, um auf dem Weg anderer Nationen mit diesen Schritt halten zu können. Ihm ist daher das höchste Ziel bestimmt, alle Stufen, die andere Völker gesondert darstellten, allein zu durchlaufen, um am Ende die höchste und

reichste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen." Mit anderen Worten: des Deutschen Reiches Vergangenheit und Zukunft muß, ausgehend von der Tatsache, daß uns nicht wie dem Angelsachsen die persönliche, sondern die nationale Größe und Freiheit als höchstes politisches Ziel erscheint, im Spiegel jener kanonischen Ewigkeitsideale erkannt und leuchtend gemacht, sein geistiges Wesen im anfänglichen Menschheitswerden aufgedeckt und in den Gesetzen des göttlichen Weltplans ausgedeutet werden.

Das sind die Höhenlinien, zu denen deutscher aufbauender, schöpferischer Staatskunst über das Gesichtsfeld der Alltagssorgen und -nöte hinauszustreben aufgegeben ist. Die Verwirklichung des Problems erfordert strengste Logik des Bauplans und den ernsten Willen, dessen Normen den ethischen Grundgesetzen menschlicher Hinaufentwicklung anzugleichen. Große Zeiten gebären große Männer und fordern sie: am Feuer des Geistes überragender Helden entzündet sich die Pfingstseele der das Schicksal der Völker neuformenden Epochen und deren verdeckte Glut selbst scheint es zu sein, die den Stahl der eisernen Schmiede der Weltgeschichte hämmert. Wird sich dieses Erfahrungsgesetz auch heute in der Form bewähren, daß den Erfolgen unserer Truppen- und Flottenführer die Leistungen unserer diplomatischen Schildhalter und Schrittmacher sich ebenbürtig zur Seite stellen, daß in deren Reihen Männer von solch überragender Befähigung auferstehen, Aufgaben von dem säkularen, für alle unsere nationale Zukunft ausschlaggebenden Schwergewicht, wie ihr Wesen hier zu kennzeichnen versucht wurde, zu meistern? Wir wissen, daß wir nicht in jeder verhängnisschweren Prüfungszeit auf eines Bismarck Genius rechnen können. Aber wir haben die Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gesinnungsgröße und tüchtige Schule unserer Staatsmänner und diplomatischen Vertreter und die bei vielerlei Mängeln im einzelnen doch in den allgemeinen Linien bewährte Organisation ihres

Dienstes. Ein guter, tiefer Ackergrund für die zu bestellende Saat neuer deutscher Machtblüte ist bereit; daß er reiche Frucht trage, für die Erfüllung dieser Hoffnung wertet gewiß mehr als nörgelnde Kritik starker Siegesglaube und verantwortlichkeitsbewußter Wille zu dienender Mitarbeit.

Auf der anderen Seite freilich ist niemals die Wahrheit aus dem Auge zu verlieren, daß der Politik, wie allem menschlichen Wirken und Streben, ein zeitliches und ein zeitloses Gesicht eignet: ein Doppelwesen, das sich uns dem ewig gleichen Naturdrang nach Macht und Größe und den Mitteln verwebt, dieses Begehren gemäß den wechselnden Kulturströmungen des Zeitgeists zu befriedigen. In der Hinwendung zu den Idealitäten des Höchsten und Heiligsten, das menschlichem Geist geoffenbart ist, an die religiös bestimmten Hochgedanken, die letzten Endes, gleich allem wahrhaft Großen, einfach, schlicht wie Kinderlehre sind, bleibt so die diplomatische Kunst und Taktik doch stets durchaus und unweigerlich in jeder ihrer Anwendungen und Maßregeln der Praxis an die Realitäten des Lebens gebunden. Wenn der deutsche Diplomat sich so oft und namentlich in der Zeit der Entente-Verschwörung von deren Chorführern hat hinters Licht führen lassen, so ist die psychologische Ursache dessen keineswegs der „unverbesserliche deutsche Idealismus", sondern die deutsche Grundanständigkeit, Ehrlichkeit, Rechtlichkeit der Gesinnung, die nicht Betrug und Spitzbüberei vermutet, wo äußerliche Wohlanständigkeit das Gegenteil erwarten läßt. Aber nur zu oft ist dabei verkannt worden, was Eduard von Hartmann schon scharf durchschaut und klargestellt hat, daß es eine Moral der Staatsindividuen so wenig gibt, wie folgerichtig für das Völkerrecht das Fundament eines kategorisch verpflichtenden Sittenimperativs zu finden ist, und daß daher innerhalb des Verkehrs der Nationen, auch der äußerlich höchstgesitteten, mit jeder abgefeimten Hinterlist und Tücke in jedem Augenblick und auf jedem Schleichpfad gerechnet werden muß. In der Politik

gibt es keine absoluten Werte, geschweige denn moralische; alles ist auf Zweck und Nutzen gerichtet und bestimmt, alle Ziele schwanken von heute auf morgen und müssen auf allen möglichen Umwegen und mit Ausnützung aller menschlichen Schwächen zu erreichen gesucht werden. Das ist eine Praxis, gewiß nicht nach jedermanns Geschmack und am allerwenigsten dem deutschen Charakter liegend, deren Gebote aber von jedem Politiker befolgt werden müssen, will er nicht gutherzig, aber matter Kraft, statt seinem Volk Dienste zu leisten, es ins Dunkle und Ungewisse führen und sich an ihm vergehen im Sinn der ernsten Mahnung Goethes: „Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende, ja für Millionen nichts als Unheil hervorgeht." Es ist nicht an dem, als ob in der Politik, spottend jedem ethischen Kausalgesetz, das Gute durch das Böse erreicht werden könnte oder müßte, sondern es gilt, jeder Lüge ins Gesicht zu sehen, mit jeder möglichen Schlechtigkeit zu rechnen und deren Burgen mit jedem wirksamen Werkzeug des Minenbaus zu unterhöhlen und sturmreif zu machen. Das Gute ist stets der Ruf zu einem Überweltlichen, Politik aber der Kampf mit dem Weltlichen: nur die Nation kann sich und die Menschheit zu solchen Jenseitshöhen freien Flugs emporheben, welche den dornigen und sumpfigen Diesseitsboden festen Fußes in ihrer Gewalt hält.

N2180 ar 84/VIII 15.

5-72

JX
1315
M25

Mackay, B. Laurence
Die moderne Diplomatie

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 06 03 09 017 8